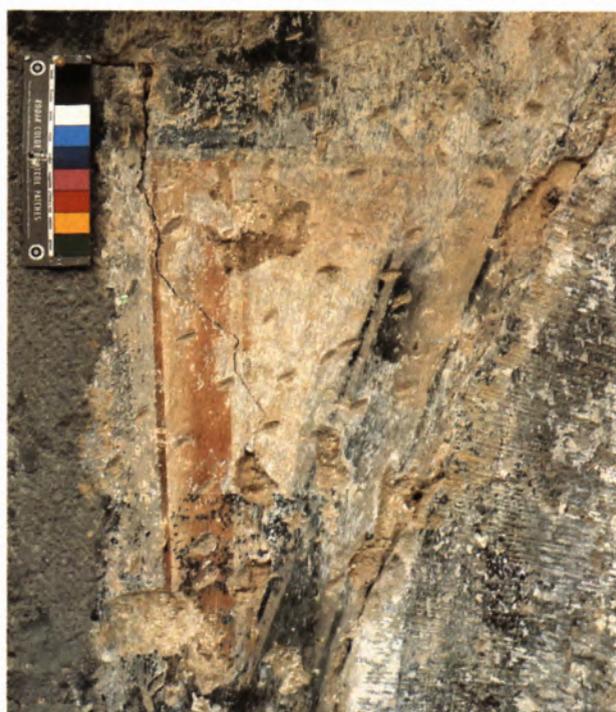




DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

11. JAHRGANG
JAN. - MÄRZ 1982



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Eugenstraße 7 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. P. Anstett,
Dr. N. Bongartz, Dr. E. Hannmann, Dr. Dietrich Lutz, Dr. Wolfgang Stopfel
Druck: Druckhaus Robert Kohlhammer · Kohlhammerstraße 1–15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen 1
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Fachwerkbauten des 15. Jahrhunderts (4)	
Klaus Scholkmann	
Das alemannische Fachwerkhaus in Saulgau, Schützenstraße 7	1
Barbara Scholkmann	
Der Bautopf aus dem Haus Schützenstraße 7 in Saulgau	6
Ilse Fingerlin	
Die Gruft der Grafen von Sulz zu Tiengen am Hochrhein	8
Wolfgang Leiner	
Die Bedeutung früher elektrischer Maschinen in Württemberg als Kulturdenkmale	15
Gerhard Fingerlin	
Eine römische Villa unter der Martinskirche von Müllheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald	24
Finden statt erfinden	
Ulrich Gräf	
Denkmalpflegerische Gesichtspunkte zur Rückgewinnung historischer Farbigkeit in einem Farbkonzept	27
Horst Wengerter	
Rückgewinnung historischer Farbigkeit in der Altstadt von Besigheim	28
Dietrich Lutz	
Erste Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen in der ehemals ellwangischen Propstei Wiesenbach, Rhein-Neckar-Kreis	33
Personalia	43

Titelbild: Besigheim. Die obere Abbildung zeigt das Modell zur Farbleitplanung der Stadt. Der Ausschnitt gibt die Situation Ecke Kirchstraße–Aiperturmstraße wieder. Bild links unten: Gebäude Kirchstraße 24, Haus Beer, nach der Renovierung. Bild rechts unten: Haus Beer. Der Befund am Sockelgeschoß läßt eine Banelierung zu grauen Abfassungen der Eckquader und des Kellereingangs erkennen.
Zum Beitrag Horst Wengerter: Rückgewinnung historischer Farbigkeit in der Altstadt von Besigheim

1 ANSICHT VON OSTEN nach der Instandsetzung. Entsprechend der ursprünglichen Nutzung der Räume zeigen die Wände unterschiedliche Ausfachungen: Bohlen, Bretschalung und Ausstakung bzw. Ausmauerung. Die Lage der ehemaligen Stuben wird durch die Fenstererker bzw. Bohlenwände ablesbar. Die Ansicht zeigt die für das „alemannische Fachwerkhaus“ charakteristischen weiten Geschoßvorsprünge und die Dachausbildung mit Halbwalme und Rauchloch.



2 RÜCKSEITE des Hauses vor der Instandsetzung. Das originale Fachwerkgefüge ist weitgehend erhalten. Die Fenster wurden später vergrößert. Im Erdgeschoß erfolgte eine Vormauerung. ▽

Fachwerkbauten des 15. Jahrhunderts (4)

Klaus Scholkmann: Das alemannische Fachwerkhaus in Saulgau, Schützenstraße 7

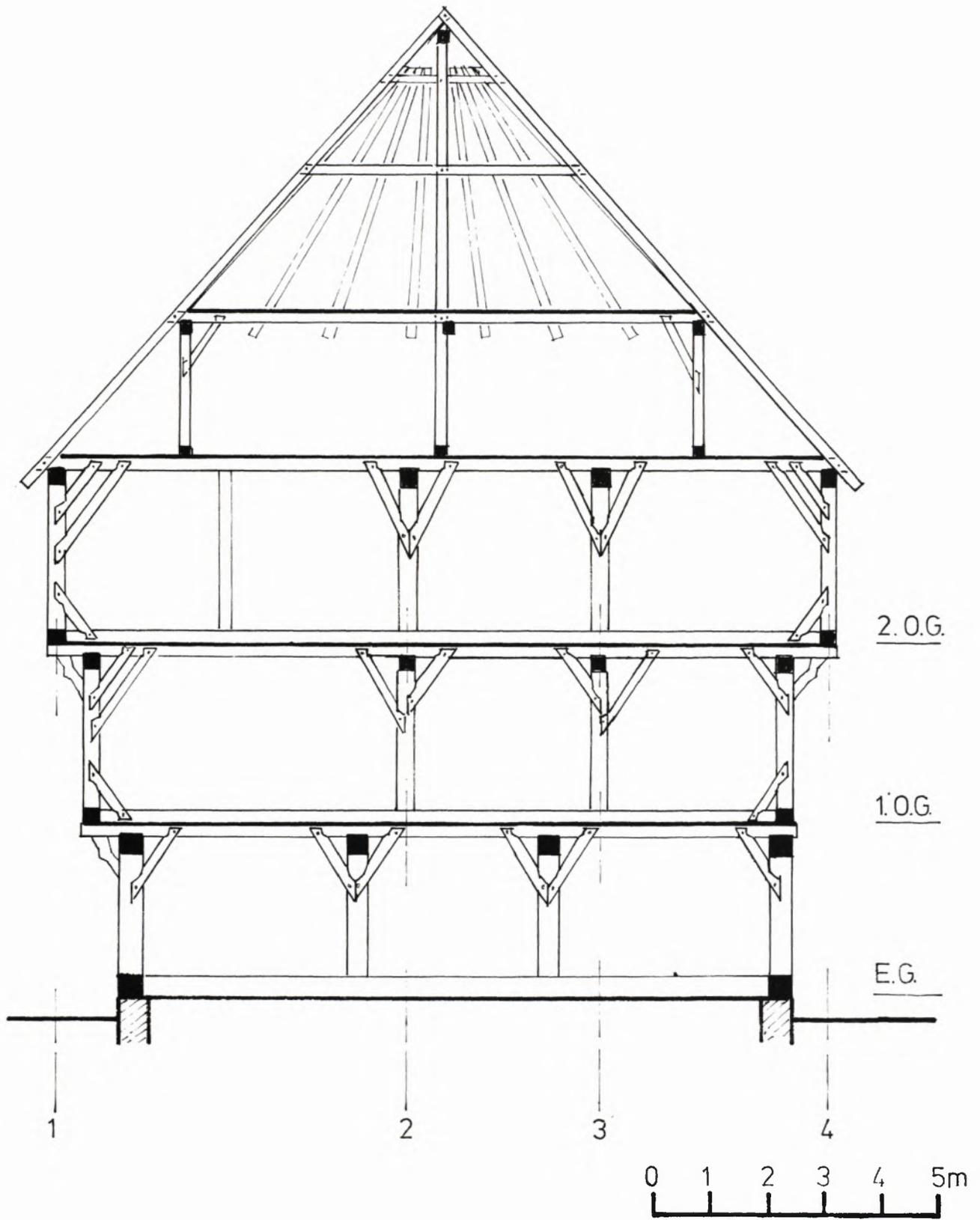


Das Gebäude Schützenstraße 7 in Saulgau steht an exponierter Stelle am Marktplatz neben der Kirche. Durch die Eckstellung weist das Gebäude eine Giebel- und eine Traufseite in der Ansicht auf.

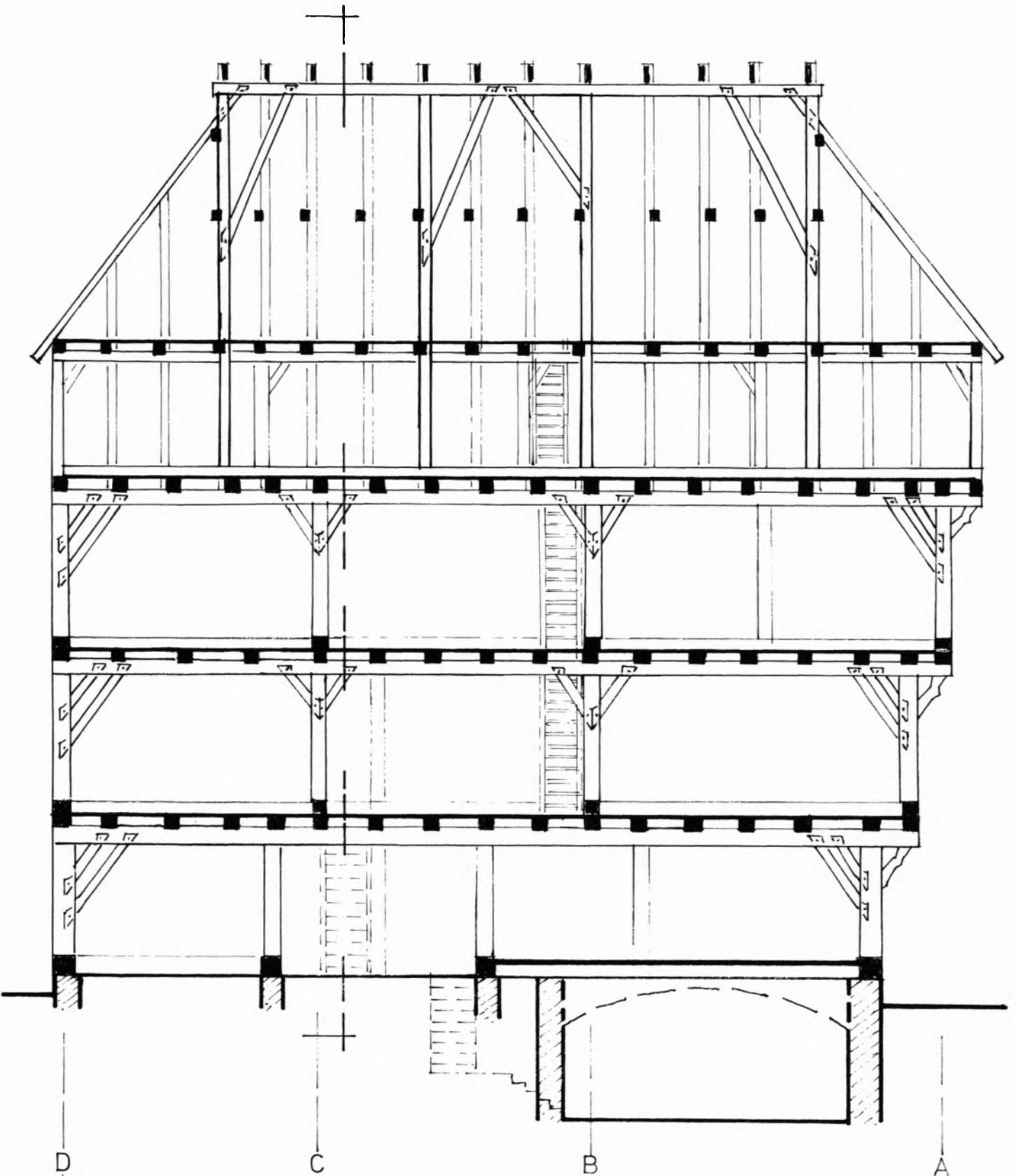
Der dreigeschossige Fachwerkbau vergrößert seine Grundfläche im Erdgeschoß von $12 \times 15,60$ m durch die charakteristischen Geschoßauskragungen auf 14×17 m im 2. Obergeschoß. Das mächtige Dach bewirkt durch seine Halbwalme und die auf ca. 49° begrenzte Dachneigung eine Geschlossenheit in der äußeren Erscheinung.

Erbauungszeit und Bauherr sowie die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes sind nicht bekannt. Erstmals wird es im frühen 17. Jahrhundert als Wohnhaus eines der fünf reichsten Bürger Saulgaus erwähnt. Seit dem 18. Jahrhundert befand sich das Haus im Besitz mehrerer Familien, die dort eine Metzgerei und zeitweise die Wirtschaft „Zum Schwanen“ betrieben.

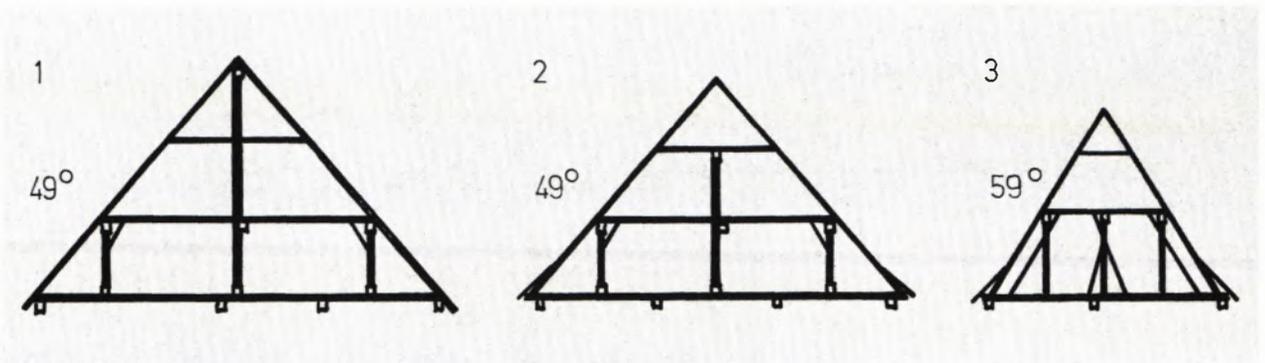
Im Zuge der Konjunkturfördermaßnahmen konnte das verwahrloste Gebäude in den Jahren 1976/77 saniert werden (vgl. „Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Heft 3/1976). Der Innenausbau wurde 1981 abgeschlossen. Heute befinden sich im Erdgeschoß ein Café, im 1. Obergeschoß



3 QUERSCHNITT. Konstruktiver Aufbau (ohne Darstellung der Wandgliederung).



4 LÄNGSSCHNITT. Die Firstpfette wird durch 4 bis in Traufhöhe durchlaufende Säulen getragen. In Verbindung mit den langen, angeblateten Kopfbändern dient die Firstpfette hauptsächlich zur Längsaussteifung des Dachstuhls. Der dreizonige Aufbau der Obergeschosse ist im Erdgeschoß zur Ausbildung eines größeren Raumes abgeändert. In der mittleren Zone befindet sich der Ern. Der unter der Stube liegende Keller war vermutlich ursprünglich nicht gewölbt.



5 DREI UNTERSCHIEDLICH KONSTRUIERTE DACHSTÜHLE des 15. Jahrhunderts im Vergleich: 1. Saulgau, Schützenstraße 7, Ausbildung mit Firstpfette. 2. Blaubeuren, Marktstraße 13, Auflage der oberen Kehlbalken auf „Unterfirst“. 3. Pfullingen, Schlößle, Beschränkung auf Mittelpfetten.

der Sitzungssaal für den Gemeinderat und im 2. Obergeschoß Ausstellungsräume. Der Zugang zum Obergeschoß erfolgt über eine neu erstellte Außentreppe.

Die baugeschichtliche Bedeutung des Hauses war schon seit längerem bekannt, eine Vielzahl von Details wurde jedoch erst im Zuge der Instandsetzung sichtbar.

Der konstruktive Aufbau folgt dem bekannten Schema: dreizonig in Längsrichtung, dreischiffig in Querrichtung (infolge der großen Breite). Auch die Anordnung der Räume folgte diesem Schema: die mittlere Zone diente als Ern (Diele mit Treppe), die Räume in der vorderen, zum freien Giebel orientierten Zone waren für Stube, Küche und Kammer vorbehalten, während in der rückwärtigen Zone Kammern und Speicherräume lagen. Die Ausbildung einer großen (heizbaren) Stube mit Bohlenwänden, Bohlenbalkendecke und Fenstererker im Erdgeschoß könnte darauf hinweisen, daß bereits zur Erbauungszeit hier eine Wirtschaft vorhanden war. Die beiden Stuben im 1. Obergeschoß belegen hier die Einrichtung von zwei Wohnungen oder die Ausbildung eines Altenteils in der kleineren Stube. Die

Kammern des 2. Obergeschoßes haben vermutlich hauptsächlich als Speicher gedient.

Die beim alemannischen Fachwerk übliche Beschränkung der Anzahl der Ständer (Pfosten) entsprechend den Achsen ist hier nur im 1. Obergeschoß durchgeführt. Im 2. Obergeschoß war infolge der Verbreiterung der vorderen Zone jeweils eine „Hilfsstütze“ zur Verringerung der Spannweiten der Pfetten erforderlich. Im Erdgeschoß führte die Ausbildung der großen Stube zur Verkleinerung der mittleren Zone (des Ern), mit Verschiebung der Bundpfosten und Einbau weiterer Ständer in der vorderen Zone.

Folgt der Aufbau der Vollgeschoße trotz der räumlich bedingten Verschiebungen dem gleichen Schema, so entwickelt sich der Dachstuhl unabhängig hiervon und weist selbst in sich keine „Bundfelder“ auf. Die Firstpfette wird von vier bis zur Traufhöhe durchlaufenden Ständern unterstützt. Die beiden Mittelpfetten werden dagegen von jeweils fünf Ständern, davon zwei in den Giebelwänden, getragen. Alle Ständer stehen auf Schwellen. Trotzdem erfolgt die Aussteifung ausschließlich durch Kopfbänder.



6 DACHKONSTRUKTION während der Instandsetzung nach Abnahme der Dachdeckung. Die Sparren des Hauptdaches sind im Bereich des Walmes an den Gratsparren angeschifft, die radial angeordneten Sparren des Halbwalms laufen dagegen in voller Länge bis zu ihrer Auflage am „Hahnenbalken“. Bedingt durch die konstruktive Ausbildung der unteren Auflagen der Sparren ist kein Aufschiebling erforderlich.



7 ORIGINALER BRETTWAND IM 2. OG MIT BRETTLAGE, DIE OHNE JEGLICHE EISENTEILE KONSTRUIERT IST. DIE KOPFBÄNDER IN QUERRICHTUNG AN DEN INNENSTÜTZEN SETZEN TIEF AN, UM EINE ANBLATTUNG DER KOPFBÄNDER IN LÄNGSRICHTUNG ZU ERMÖGLICHEN.

8 DAS „RAUCHLOCH“ ÜBER DEM HALBWALM. DER 4. SPARRN (VON LINKS) LÄUFT BIS ZUR FIRSPFETTE DURCH UND IST AN DIESER SOWIE AN DER FIRSTSÄULE ANGEBLATTET.



Auch in den Vollgeschossen sind bei den Innenstützen nur Kopfbänder vorhanden. Abweichend von der beim alemannischen Fachwerk zu beobachtenden Regel, die Ständer auf die bis zur Außerkante des Gebälks durchlaufenden Fußbodendielen zu stellen, stehen auch sämtliche Ständer der Wände auf Schwellen und die Dielen enden innen an der Schwelle. Dies könnte darauf hinweisen, daß das Haus am Ende der Entwicklung des alemannischen Fachwerks steht, also erst Ende des 15. Jahrhunderts errichtet wurde. Dagegen spricht jedoch die alttümliche Konstruktion der Geschoßauskragungen mittels vorspringender Pfetten ohne Stichgebälk und die alttümlich wirkende Konstruktion des Dachstuhles mit Verwendung einer Firspfette.

Leider ist bisher eine dendrochronologische Datierung wegen des atypischen Wuchses sowohl des bei den Ständern verbauten Eichenholzes als auch des Tannenholzes der Balken, Schwellen usw. nicht möglich gewesen.

Zweifellos gehört der Bau zu den nur noch in wenigen Beispielen erhaltenen großen Fachwerkbauten des 15. Jahrhunderts, die als Holzhaus, also ohne massives Erdgeschoß, errichtet wurden. Nur durch lange Erfahrung und handwerkliches Können konnte dieser Bau entstehen, dessen Schäden ausschließlich unsachgemäßen Veränderungen und Verwahrlosung zuzuschreiben waren.

Es ist zu bedauern, daß bei der Instandsetzung konstruktive Korrekturen vorgenommen wurden und daß bei der neuen Nutzung die ursprüngliche Raumeinteilung nicht beibehalten werden konnte.

Dipl.-Ing. Klaus Scholkmann
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen 1-Bebenhausen

Barbara Scholkmann: Der Bautopf aus dem Haus Schützenstraße 7 in Saulgau

Bei dem durch die Renovierung bedingten Abbruch der inneren Kellerwand kam ein Tongefäß zutage. Es stand in einer Nische, die offenbar bei Errichtung der Mauer ausgespart und mit einem flachen Stein abgedeckt war. Die Vermauerung zur Kellerseite hin scheint, wenigstens im Arbeitsgang, zu einem späteren Zeitpunkt erfolgt zu sein. Der Topf war also vom Keller aus entweder unmittelbar nach der Einmauerung oder bald danach nicht mehr sichtbar oder zugänglich, sein Vorhandensein bis zur Auffindung unbekannt.

Er war an allen Seiten fest vermauert und nicht beweglich. Dasselbe gilt auch für den Deckel. Lediglich zwischen der Oberkante des Deckels und der Unterkante der Nischendecke befand sich ein Hohlraum von ca. 0,10 m. Bei der Entdeckung war das Gefäß vollständig erhalten. Es wies keinerlei Spuren eines Inhalts, auch nicht aus vergangenen organischen Substanzen, auf. Ebenso wurden in der Umgebung des Topfes keine sonstigen Überreste irgendwelcher Art beobachtet. Es handelt sich um ein auffallend großes Tongefäß. Die Maße betragen: Höhe 40 cm, Randedurchmesser 28,5 bis 31,5 cm, Bodendurchmesser ca. 25 cm. Es wurde offensichtlich ohne Verwendung einer Töpferscheibe aus dickwandigen Tonstreifen aufgebaut. Den Boden bildet eine annähernd quadratische Tonplatte, das Gefäß ist mit ebenfalls quadratischem Querschnitt hochgeführt und erst am Rand zu einer Rundung eingezogen. Im Inneren lassen sich deutlich Spuren der aufeinandergesetzten Tonstreifen erkennen, die Außenseite erscheint, soweit erkennbar, geglättet. Der feingliedrige, senkrecht stehende, eingezogene Rand wurde außen geglättet und an der Innenseite mit einem Messer beschnitten.

Dagegen ist der Deckel (Durchmesser oben 25,5 cm, unten 29,5 cm) auf der Töpferscheibe hergestellt. Er hat die Form eines flachen Tellers mit senkrecht stehendem, leicht nach außen geneigtem Rand. Ein Griff fehlt. Die Deckeloberseite ist konkav nach außen gewölbt, wobei sich nicht entscheiden läßt, ob diese Wölbung beabsichtigt war oder zufällig beim Brand entstanden ist. Gefäß und Deckel sind gleichmäßig und sehr hart gebrannt, die Farbe ist dunkelgrau mit teilweise metallisch schimmernder Oberfläche. Die gleichmäßig dicht erscheinende Tonsubstanz wurde mit sehr feinem, glimmerhaltigem Sand und geringfügigen Kalkspatbeimengungen gemagert.

Der beim Herausbrechen aus der Mauer zerstoßene Deckel konnte bis auf einige Fehlstellen ergänzt werden. Auch der Topfrand weist mehrere, vermutlich bei der Bergung entstandene Lücken auf. Der Boden ist nur teilweise erhalten, er konnte nicht vollständig aus der Vermauerung gelöst werden. Seine Unterseite, die Außenwandung und der Deckelrand sind mit fest anhaftenden Resten von weißlichem Mörtel und Sinterungsspuren bedeckt. Dagegen sind der Rand, soweit er vom Deckel überlagert war, und die Deckeloberseite, die nach der Fundbeschreibung nicht vermauert war, frei von Mörtelspuren. Die außerordentlich scharfen Grate der Schnitt- und Fingerspuren im Inneren, die vollkommen frisch sind und keinerlei Abnutzung zeigen, weisen darauf hin, daß das Gefäß ohne vorherige anderweitige Benutzung hier vermauert worden sein muß.

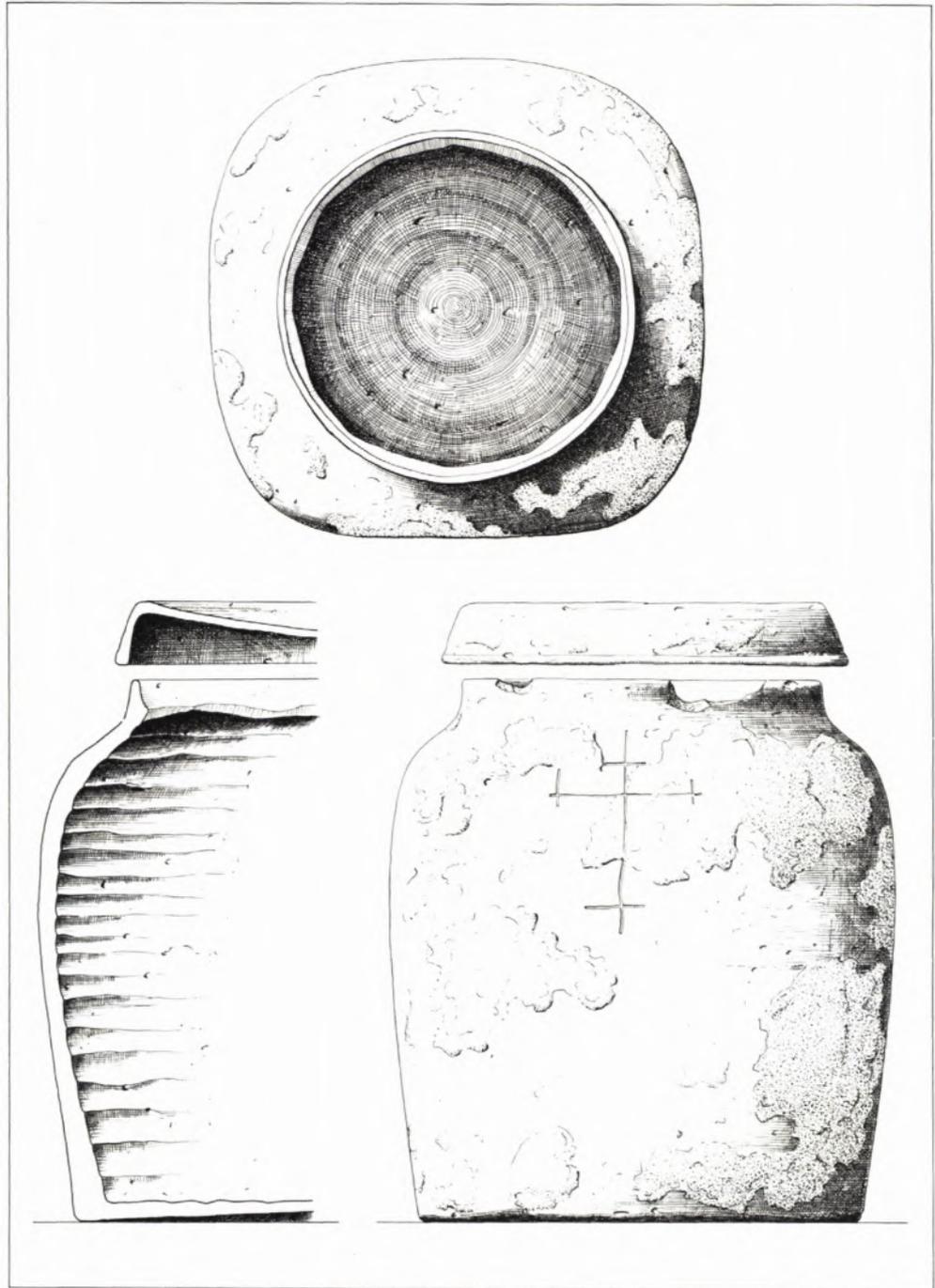
Auf einer Wandungsaußenseite ist mit feinen Strichen ein Zeichen eingeritzt. Soweit erkennbar, handelt es sich um ein Kreuz mit ungleich langen Armen, deren Enden jeweils nochmals mit einem Querbalken „durchgestrichen“ sind.

Es wurde, wie geringfügige Abplatzungen beidseitig der eingeritzten Linien zeigen, sicher nach dem Brand, jedoch vor der Vermauerung angebracht, da es teilweise von Mörtelspuren bedeckt ist.

Die Form des Topfes erscheint sehr ungewöhnlich. Gefäße, die einen quadratischen oder rechteckigen Querschnitt aufweisen, finden sich außer bei der mittelalterlichen Ofenkeramik nur noch bei wenigen neuzeitlichen Gefäßen. Ebenso ungebrauchlich ist die Form des Deckels, für die sich weder in der mittelalterlichen noch in der neuzeitlichen Gefäßkeramik unmittelbare Parallelen finden lassen. Eine zeitliche Einordnung des Fundes kann sich deshalb nur auf Tonsubstanz und Brennqualität stützen. Beides weist auf eine Datierung ins Spätmittelalter, die außerordentlich hohe Brennhärte auf eine Entstehung im Verlauf des 15. Jahrhunderts. Dem entspricht die Herstellungstechnik des Deckels, während die altertümlich wirkende Technik des Aufwülstens, die beim Topf angewandt wurde, sich wohl nur durch die beabsichtigte, quadratische Form erklären läßt.

Nach der Fundsituation ist für das Einsetzen des Gefäßes in die Kellerwand bei deren Errichtung eine Nische ausgespart worden. Eine zufällige Einmauerung oder ein späteres Einfügen an dieser Stelle scheiden aus. Das Gefäß muß also in die Gruppe jener mittelalterlichen Töpfe eingeordnet werden, die mit einer bestimmten Absicht innerhalb eines Gebäudes vermauert wurden. Sie finden sich verhältnismäßig zahlreich in Kirchen und Klöstern, wobei sie selten in oder unter dem Fundament, häufiger unter dem Fußboden, meist jedoch in der Wandung oder den Gewölben beobachtet wurden. Während die letzteren offenbar im Zusammenhang einer vermeintlichen Verbesserung der Akustik, als „Schalltöpfe“, oder zu Drainagezwecken eingemauert wurden, was großenteils auch für die unter dem Fußboden angetroffenen Gefäße gilt, werden die ersteren als Bauopfer gedeutet. In einen entsprechenden Zusammenhang lassen sich auch Funde von Gefäßen in oder unter den Fundamenten von Profanbauten einordnen. In der näheren Umgebung von Saulgau gehört dazu insbesondere ein großer Topf mit Deckel, der, allerdings ohne genauere Beobachtung der Fundumstände, aus der „Grät“, dem ehemaligen Salzhaus, in Ulm geborgen wurde. Soweit die teilweise wenig präzisen Angaben zur Fundsituation dieser Gefäße Aussagen erlauben, fällt auf, daß, ebenso wie bei dem Saulgauer Topf, bei ihrer Deponierung meist darauf geachtet wurde, sie sorgfältig zu verschließen. Neben häufig erwähnten Gefäßen mit Deckeln finden sich mehrfach Beobachtungen, daß Töpfe mit der Öffnung nach unten versetzt wurden. Ebenso bemerkenswert ist, daß nahezu bei allen Funden in oder bei den Gefäßen weitere Überreste beobachtet wurden, meist Tierknochen oder pflanzliche Relikte. Die Gefäße dienten demnach vermutlich als Behälter für ein mögliches anderes Bauopfer. Auch die sehr häufig vorkommenden Trinkbecher oder Flüssigkeitsbehälter weisen in diese Richtung. Die Verwendung eines Topfes als Bauopfer an sich, wie dies in Saulgau der Fall sein müßte, ist bisher nicht bekannt geworden. Andererseits weisen die ungewöhnliche, zweifellos auf die Absicht der Vermauerung zugeschnittene und bei der sonstigen Gebrauchskeramik der Zeit völlig ungewöhnliche Gefäßform, das Fehlen jeglicher Gebrauchsspuren, die auf eine vorhergehende andere Verwendung deuten könnten, und die offensichtlich bereits bei der Errichtung des Hauses beabsichtigte Deponierung des Gefäßes an der Stelle, an der

DER BAUTOPF aus dem Haus Schützenstraße 7 in Saulgau. Die Abbildung zeigt den Topf in ca. fünf-facher Verkleinerung.



es aufgefunden wurde, eindeutig auf eine entsprechende Funktion des Topfes hin. Eine besondere Bedeutung muß in diesem Zusammenhang dem eingeritzten Kreuz beigemessen werden. Es findet sich in gleicher oder ähnlicher Form häufig bei spätmittelalterlichen oder neuzeitlichen schriftlichen Darstellungen von Abwehrzauber verschiedener Art, z. B. gegen Feuer, Hexen oder ähnliches. Die Vermutung liegt deshalb nahe, daß in dem Gefäß unheilbringende Geister oder ähnliches gebannt, eingemauert und durch das angebrachte Kreuz ebenso wie den festvermauerten Deckel am Entweichen gehindert werden sollten. Ähnliche Vorstellungen könnten einem ebenfalls als Bauopfer gedeuteten Topfund zugrunde liegen, bei dem offenbar Gefäße mit der Öffnung nach unten über kleine eiserne Kreuze gestülpt waren. Die sagenhafte Überlieferung in der Umgebung von Saulgau kennt das Bannen böser Geister in Töpfe, allerdings nicht im Zusammenhang mit der Errichtung eines

Hauses. Entsprechende Vorstellungen sind auch in der Gegenwart offenbar nicht mehr geläufig. Der merkwürdige Fund kann also am wahrscheinlichsten als eine Art von Bauopfer, verbunden mit einem Abwehrzauber, gedeutet werden. Eine Bestätigung dieser Annahme wird sich jedoch nur durch weitere Funde ähnlicher Art mit noch klareren Erkenntnismöglichkeiten finden lassen.

Literatur:

Barbara Scholkmann: Mittelalterliche Keramikfunde aus Saulgau, Lkr. Sigmaringen. In: Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Band 7, Stuttgart 1981, S. 421–434.

Dr. Barbara Scholkmann
LDA · Archäologie des Mittelalters
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen 1-Bebenhausen

Ilse Fingerlin: Die Gruft der Grafen von Sulz zu Tiengen am Hochrhein

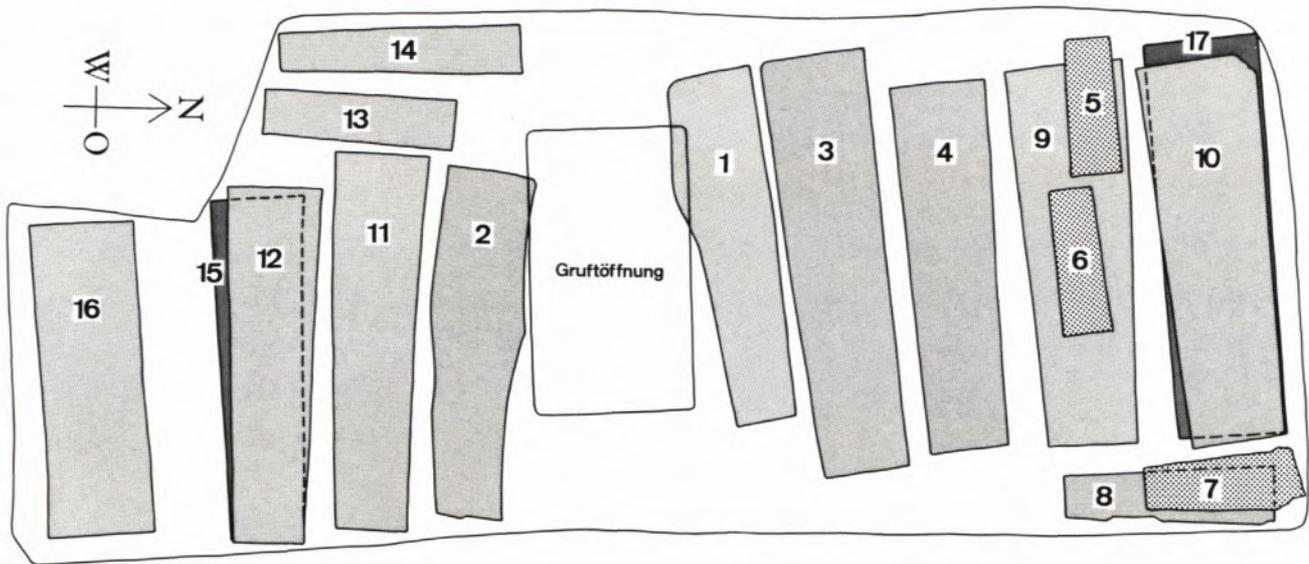
Mit der zufälligen Wiederentdeckung der Grabgruft der Grafen von Sulz in der katholischen Stadtpfarrkirche von Tiengen am Hochrhein war die Archäologie des Mittelalters vor eine Reihe ganz ungewohnter Probleme gestellt. Direkte Nachkommen des Geschlechtes existieren nicht, die genealogische Nachfolge übernahm durch Heirat der Tochter des letzten Grafen Ende des 17. Jahrhunderts der Fürst von Schwarzenberg, dessen Nachkommen in Wien leben. Die erste mögliche Reaktion, die Toten ruhen zu lassen, mußte schnell verworfen werden. Schon wenige Tage nach der Gruftöffnung war ein beschleunigter Verfall der Särge, aber auch der Gewandreste und sonstiger „Beigaben“ zu beobachten. Andererseits war durch die relativ gut erschließbare Quellenlage belegt, daß hier die letzten drei Generationen eines Ende des 17. Jahrhunderts im Mannesstamm ausgestorbenen Adelsgeschlechtes bestattet waren. Zugleich war bekannt, daß im Laufe der letzten hundert Jahre eine unbekannte Zahl von Grablegen im Zuge von Bauarbeiten geöffnet und meist ohne Dokumentation, geschweige denn eine echte Erforschung, zerstört worden waren. Streng genommen handelte es sich hier um keine Ausgrabung im üblichen Wortverstand. Die Bergung und Sicherung der Funde und Befunde findet auch nach Abschluß der Arbeiten am Ort ihre Fortsetzung in den Werkstätten. Ganz besonders deutlich wird dabei die Schlüsselstellung, die dem Textilkonservator zukommt. Nach manchen vergeblichen Anfragen bei einschlägigen staatlichen Institutionen fand man in dem Textilrestaurator Detlev Lehmann in Kronach einen guten Partner. Ohne die langjährigen Erfahrungen von Frau Dr. Ilse Fingerlin auf dem Gebiet der mittelalterlichen und neuzeitlichen Kostümkunde wäre das Vorhaben jedoch von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen.

Im März 1978 wurde durch einen Zufall bei Bauarbeiten die Gruft der Grafen von Sulz wiederentdeckt. Sie befindet sich – wie Hans Krüger 1944 bereits vermutet hatte – hinter dem neuen Hochaltar der Pfarrkirche, unter dem Eingang des alten Chorturms. Ihr Baubeginn, das Jahr 1631, ist durch Bauakten bekannt, der Auftraggeber Graf Karl Ludwig Ernst von Sulz. Am 25. Januar 1691 wurde der letzte Sarg eingestellt, dicht unter die Gruftöffnung (er trägt auf dem Plan die Nr. 1). Danach blieb die Gruft verschlossen. Sie entging damit dem Schicksal der Ausplünderung und Zerstörung, das einem großen Teil solcher Anlagen beschieden war.

1753 wurde der unterirdische Raum offiziell nochmals geöffnet, um für den Bau des neuen Hochaltars die Fundamente zu untersuchen. Es gibt darüber einen Visitationsbericht, niedergeschrieben von dem Registratur-Adjunkten Thaddäus Lew in Tiengen, der an der Begehung teilnahm. Der Vergleich dieses Berichts mit dem 1978 angetroffenen Befund gibt der Auswertung der Bearbeitung zweifellos einen besonderen Akzent, denn selten nur läßt sich eine solche Gegenüberstellung von historischer Quelle und intaktem Befund durchführen. Doch haben diese Momente keineswegs den Ausschlag dafür gegeben, daß man sich bei der Auffindung der Gruft entschloß, eine Bergung durchzu-



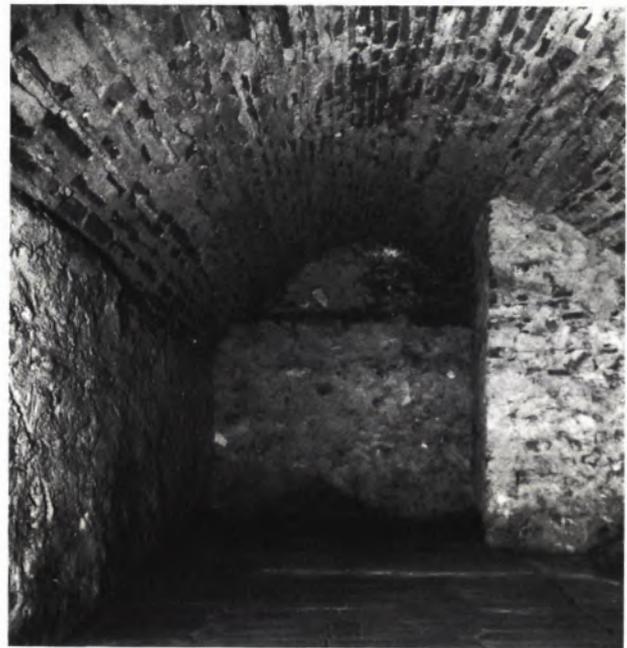
1 EINBLICK IN DIE GRUFT vor der Bergung – in Richtung auf die Südwand. Der Zerfall der Särge läßt die Belegung dichter erscheinen, als sie in Wirklichkeit war.



2 PLAN DERTIENGENER GRUFT. Eingezeichnet sind die Bodenbretter der dicht nebeneinander gereihten Särge. In vier Fällen standen Särge übereinander: zweimal bei Erwachsenen (Bestattung 10 auf 17, Bestattung 12 auf 15), einmal bei Kindern (Bestattung 7 auf 8). In einem Fall waren Särge von Kleinstkindern (Bestattung 5 und 6) auf die Sargkiste einer Erwachsenen (Bestattung 9) abgestellt.

führen und die damit verbundenen Schwierigkeiten und Risiken auf sich zu nehmen. Entscheidend war der eindeutig unberührte Befund, der es möglich machte, erstmals einen Plan anzufertigen, der die ursprüngliche Aufstellung der Särge wiedergibt und es erlaubt, den Belegungsablauf zu rekonstruieren. Außerdem bestand berechnete Aussicht, über die Art der Bestattung und die Ausrüstung der Toten das zu erfahren, worüber die schriftlichen Quellen der Zeit schweigen, weil der Anlaß zum Bericht (Totenfeier, Nekrolog) ein ganz anderer war. Nicht zuletzt war mit dieser Entscheidung die Möglichkeit gegeben, Textilien des 17. Jahrhunderts zu heben, die selten die Zeiten überdauert haben und die in dem Augenblick dem Zerfall ausgeliefert sind, wo der abgeschlossene Zustand der Gruft gestört wird. Damit ist bereits eines der Probleme angedeutet, die sich bei der Bergung, bei der Arbeit in der Gruft und bei der Auswertung stellen, Probleme, die hier am Beispiel der Bestattung 3 erläutert werden sollen.

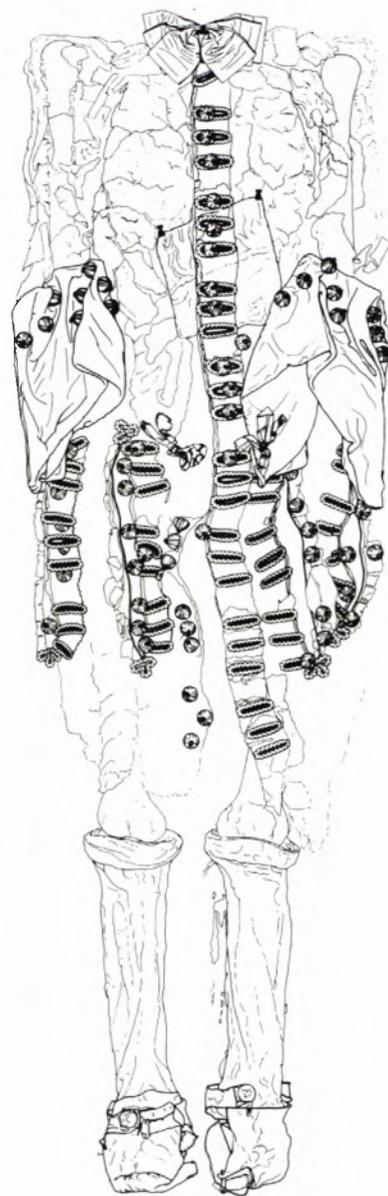
Vordringliches Problem ist zunächst die Frage nach der Identifizierung des Bestatteten. Zwei schriftliche Quellen stehen zu Verfügung; einmal der Visitationsbericht von 1753 in dem Thaddäus Lew vermerkt, daß „auf dem nächst daranstoßenden und längsten Sarch ware zu lesen 21. August 1687 mortuus est in Jestetten.“ Demnach ist hier Johann Ludwig II von Sulz bestattet, der ohne männliche Erben an diesem Tag verstarb. Die Inschrift auf dem Quer-



3 DER GRUFTRAUM nach der Bergung der Särge; ein tonnenwölbter Ziegelbau mit verputzten Wänden, der Boden ist mit Biberschwanz-Dachziegel ausgelegt.

4 BESTATTUNG 3. Im Sarginnern befinden sich mit fünf Querbrettern Verstrebenen, die den Zweck hatten, die Lage des Bestatteten bei der Einsenkung in die Gruft zu fixieren.





5 BESTATTUNG 3 nach dem Transport aus der Gruft. Schädel und Unterschenkel sind entfernt.

6 DIE KOSTÜMTEILE (den Verlauf der Knöpfe, Knopflöcher, der Nähte und Besatzteile) verdeutlicht die Zeichnung im Maßstab 1:10.

7 LEDERKAPPE (Bestattung 3). Die Aufsicht gibt die Schrumpfung des Leders wieder. Am Kappenrand ist ein schmales Perückenetz angenäht.



8 TAFTSCHLEIFE (Bestattung 3). Am Hals befand sich die gut erhaltene Schleife, dreilagig, in der Mitte einfach mit Seidengarn umwickelt.



9 SEIDENSTRUMPF (Bestattung 3). Die einst angenähte Sohle der Strümpfe (wohl aus Wollstoff) hat sich nicht erhalten.



balken des von der schwarzen Sargbemalung ausgesparten Kreuzes ist mit roter Tinte auf rohes Holz geschrieben und so stark ausgebleicht, daß sie sich nicht entziffern ließ. Auf alle Fälle ist der Text aber weit umfangreicher als die knappe Lesung von Thaddäus Lew, der wohl nur einen Ausschnitt daraus wiedergab. Die zweite Quelle, die zur Personenbestimmung herangezogen wurde, sind die Kirchenbücher von Tiengen und Jestetten, die Totenbücher, die beide das Absterben zu besagtem Datum vermelden und übereinstimmend Jestetten, wo der Graf eine kleine sommerliche Residenz hatte, als Sterbeort angeben.

Das hat dazu geführt, in der Literatur Jestetten auch als Bestattungsort des Grafen zu bezeichnen: Denn aus der Pfarrkirche Jestetten war schon seit 1886 eine gruftähnliche Anlage vor dem Hochaltar bekannt, aus der man bei ihrer Auffindung einen Degen, Stücke eines Richterschwertes, Sporen etc. entnommen hatte. 1961 wurden Chor und Langhaus der Kirche für einen Neubau abgerissen. Die Gebeine und Textilien aus besagter Gruft ließ man an andere Stelle – an die Außenseite der Loretokapelle – umbetten. Eine in Stein gemeißelte Gedenktafel an dem Platz beglaubigt nochmals, daß hier in Jestetten Johann Ludwig II begraben liegt. Der Widerspruch, der aus dem Bericht von Thaddäus Lew einerseits und der voreingenommenen Auslegung der Totenbücher andererseits resultiert, konnte bei den Vorgängen von 1961 nicht ausgeräumt werden. So bleibt es der Auswertung der 1978 wiederentdeckten Tiengener Gruft vorbehalten, Argumente und Beweise zu finden, die zu einer definitiven Lösung des Problems ausreichen.

Dabei soll zunächst gar nicht einmal das Grab, die Bestattung selbst ins Auge gefaßt, sondern mehr Aufmerksamkeit auf den Platz gerichtet werden, den der Sarg innerhalb der Gruft einnimmt. In dem langgestreckten, tonnengewölbten Ziegelbau standen die Holzsärgе in dichter Reihung nebeneinander. Die Blickrichtung der Bestatteten führt (ausgenommen die Kindergräber) nach Osten auf den Hochaltar hin. Es läßt sich nachweisen, daß von den Stirnseiten der Gruft aus die Belegung begann, die jüngsten Gräber sich nahe der Deckenöffnung befinden. Die weibliche Bestattung links von Grab 3 (auf dem Plan Bestattung 4) ist nach gut lesbarer Sargaufschrift Maria Elisabeth, geb. Königsegg, die erste Frau von Johann Ludwig II, die am 22. Dezember 1658 verstarb. Bei der Frau zu seiner Rechten handelt es sich um Eugenia Maria Francisca von Manderscheid, seine zweite Frau, die als letzte am 25. Januar 1691 in die Gruft

gesenkt wurde (Sterbedatum 31. Dezember 1690). So legt also schon die Stellung des Sarges nahe, daß der Bestattete von Sarg 3 am ehesten mit Johann Ludwig II zu identifizieren ist. Die zeitliche Abfolge der Todesdaten 1658, 1687, 1690 steht dem Belegungsablauf nicht entgegen und befürwortet diese Bestimmung.

Der Bestattete war von großer und kräftiger Statur und der Sarg so lang (Bodenbrettlänge 2 m), daß eine Verstrebung mit Querbrettern notwendig wurde, um zu vermeiden, daß der Tote im Sarg verrutschte, wenn er durch die enge Öffnung in die Gruft gelassen wurde. Der Sarg mußte bei schon fast voll belegtem Gruft Raum fast senkrecht hinabgelassen werden. Angesichts der körperlichen Erscheinung des Verstorbenen könnte man an den „Langen Schwaben“ denken; diesen Beinamen trugen allerdings auch andere Mitglieder des Sulzschen Stammes wie Karl Ludwig I (gestorben 1616) und sein Sohn Alwig (gefallen 1632). Die auffallende Größe kann also nicht auf eine Person, auf Johann Ludwig II, bezogen werden.

Von der Kleidung aus Grab 3 war zunächst wenig sichtbar, weil ein dünner Stoff über die gesamte Bestattung gebreitet war, der bei leichtester Berührung zerfiel und nicht mehr geborgen, sondern in winzigen Fragmenten nur nachgewiesen werden konnte. Nach dem Abheben traten dann einzelne Kostümteile deutlicher in Erscheinung: als Kopfbedeckung eine Lederkappe, eine Taftschleife am Hals, die Knopfreihe entlang der vorderen Mitte und gegenüberliegend eine entsprechende Knopflochleiste, seidene Strümpfe und knöchelhohe Lederschuhe mit Absatz. Die textilen Teile befanden sich in sehr unterschiedlichem Erhaltungszustand. Seidenstrümpfe und Taftschleife hatten greifbar gute Qualität, die übrige Rumpfbekleidung war außerordentlich brüchig, kaum vorhanden und ließ sich nur anhand der vielen Knöpfe und Knopflocheinfassungen feststellen. Um das Kostüm rekonstruieren zu können war es wichtig, diese Teile in ihrer genauen Lage und Anordnung zu fixieren. Dazu wurde der Auffindungs-Zustand mit Hilfe einer Folie genau durchgezeichnet. Es war aber auch (spätestens bei dieser Bestattung) ganz evident, daß die weitere mühsame und zeitraubende Freilegung nicht in der Gruft vorgenommen werden konnte. Man ging daher das Wagnis ein, die Bestattung „en bloc“ herauszuschaffen, wobei nur die schmale und kurze Deckenöffnung als einziger Zugang zur Gruft zur Verfügung stand. Den Sarg als Ummantelung nochmals zu verwenden war unmöglich. Das Holz, einfaches Tannen-



10 ÄRMEL-
AUFSCHLÄGE
am Justaucorps
aus gemustertem
Samt in Form von
„oreilles de
chien“, besetzt mit
Zierknöpfen.

holz, war weich und brüchig geworden durch die hohe Luftfeuchtigkeit. Der Sargkasten hatte sich ohnehin in seine einzelnen Bestandteile, Deck-, Seiten- und Stirnbretter, aufgelöst. Selbst das Bodenbrett mußte durch eine untergeschobene dünne Platte gestützt werden. Man bedeckte dann die Bestattung mit Seidenpapier, füllte alle Zwischenräume aus. Als günstig für den gesamten Zusammenhalt erwies sich eine Umwicklung mit Tesakrepp.

Was nicht unbedingt vorauszusehen war, gelang: der Transport durch die Gruftöffnung und der lange Weg nach Freiburg hatten keine Verschiebungen, keine nennenswerten Änderungen am Befund ergeben. Auch der Schädel, den die Anthropologen aus Sicherheitsgründen vorweg geborgen hatten, wäre unbeschadet geblieben.

Im weiteren Fortgang der Freilegung wurde offenkundig, daß es sich bei der Rumpfbekleidung dieser Bestattung um einen bis zum Knie reichenden Männerrock handelt, nach der französischen Bezeichnung „Justaucorps“ genannt. Er war bis zur Taillenmitte vorne zugeknöpft, der untere Rockteil stand offen. Die posamentierten, halbrunden Knöpfe lagen locker, während die Knopflocheinfassungen durch Nähfäden untereinander zusammenhingen und in diesem Verband auch geborgen werden konnten. Zu beiden Seiten der mittleren Knopfreihe tauchten an den vorderen Rockbahnen zwei weitere senkrechte Knopflochreihen auf, aber die Löcher selbst sind blind, die Knöpfe nur zum Schein aufgenäht. Diese applizierten Streifen werden in ihrer Länge (30 cm) von je einem Dreiblattmuster eingefasst. Es handelt sich um Schlitz für die Unterbringung des Degens. Die eigentlichen Taschenschlitze befinden sich an den Seitennähten, sie waren nicht geknöpft und ließen sich nur durch die erhaltenen Nähfäden der Umsäumung und die posamentierten Dreiblattmuster an den Enden nachweisen. Diese Taschenschlitze liegen höher als die der vorderen Rockbahnen und sie decken sich in ihrer Lage mit den ebenfalls nur durch Nähfäden nachgewiesenen Hosentaschen unter dem Rock.

Nur anhand dieser erhaltenen Applikationen und Fäden konnte ein Rock rekonstruiert werden, wie er aus bildlichen Darstellungen der 80er Jahre des 17. Jahrhunderts bekannt ist: nicht weit geschnitten, knielang, besetzt mit senkrechten doppelten Knopflochreihen, kragenlos, mit halblangen Ärmeln. Die großen Ärmelaufschläge am Ellenbogen aus gemustertem Samt sind aus anderem Stoff als der Rock und besser erhalten. Die Form der Aufschläge, in der Kostümliteratur als „oreilles de chien“ bezeichnet, läßt sich als modisch kurzlebige Erscheinung für den Zeitraum 1680 bis 1690 belegen. Vervollständig wird das Kostüm durch die Schleife am Hals, die einst am Hemdausschnitt befestigt war. Von diesem Hemd lassen sich nicht einmal Faserreste nachweisen, nur die beiden Schleifen an den Handgelenken zeugen von seinem ursprünglichen Vorhandensein. Die Schleifenmitte am Hals, unschön von umwickelten Fäden zusammengehalten, war einst verdeckt durch die herabhängenden Enden eines Halstuches, wie auf den Kupferstichen von Bonnart und Arnoult zu erkennen ist. Von diesem Halstuch hat sich nichts erhalten, vielleicht war es für die Bestattung auch gar nicht angelegt worden. Die Seidenstrümpfe als Beinbekleidung befanden sich hingegen in gutem Zustand, sogar ihre Geschmeidigkeit konnte durch die Restaurierung zurückgewonnen werden. Für ein modisches Detail an ihnen gibt es auch viele bildliche Vergleiche: der breite Strumpftrand hat ein Streifenmuster und war unter dem Knie aufgerollt. Die Lederschuhe, deren Nähte sich aufgelöst haben und erst wieder zusammengesetzt werden mußten, haben abgestumpfte Spitzen, Laschen, die über



11 GRAF JOHANN LUDWIG II VON SULZ. Bildnis von 1684 aus den Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen in Schloß Heiligenberg.

den Rist reichen, hohe breite Absätze und waren mit einer kleinen runden Eisenschnalle geschlossen, ebenfalls alles Züge, die auf die letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts verweisen. Die Kniehose, die unter dem Justaucorps getragen wurde, war aus gleichem Stoff gefertigt und demzufolge in ebenso schlechtem Zustand. Erhalten hat sich stellenweise der Hosenschnitt mit dem Saum des angekräuselten Hosensstoffes, der Hosenschlitz aus Seidenrips mit fünf Knöpfen und vier großen Bronzehaken am Bund, die zur Befestigung der Hose am Justaucorps dienten.

Keine bildlichen Vergleiche konnten für die Kopfbedeckung gefunden werden, eine aus vier Kreissegmenten zusammengenähte Lederkappe. An ihrem unteren Saum ist rundum ein schmales Perückennetz befestigt, an dem Haar eingeknüpft ist. Diese Kappe diente als Ersatz für den Fall, daß im häuslichen intimen Bereich die offizielle Allongeperücke abgenommen wurde.

Nach Vorführung der einzelnen Bekleidungsstücke läßt sich letztendlich die Schlußfolgerung ziehen, daß das Kostüm in die 80er Jahre des 17. Jahrhunderts gehört und damit wäre auch ein Beleg erbracht für die Identifizierung des Bestatteten mit dem 1687 verstorbenen Grafen Johann Ludwig II. Auf einem Bildnis in Schloß Heiligenberg (undatiert) trägt der Graf die offizielle Allongeperücke und auch ein Justaucorps mit Schleife und herabhängendem Halstuch, ein ähnliches Kostüm, wie es ihm aus seiner Garderobe für die Grablegung angezogen wurde, denn eigens für die Bestattung angefertigte Gewänder konnten in der Gruft in keinem Fall festgestellt werden.

Im Laufe der Untersuchung gelang noch ein weiterer Nachweis für die Identifizierung. Bauchhöhle und Brustkorb des Bestatteten waren nachträglich mit Werg und Fruchtkernen ausgefüllt. Diese Füllung (noch nicht untersucht) war notwendig, weil das Herz des Grafen für eine separate Bestat-



12 KAVALIER IM JUSTAUCORPS. Kupferstich von H. Bonnard (1684).

tung entnommen worden war – eine in der Zeit ganz geläufige Maßnahme. Es sei erinnert an die Herzgruft der Markgrafen von Baden im Kloster Lichtental, an die Herzgruft der Habsburger im Kapuzinerkloster in Wien. Die silberne Herzkapsel des Grafen Johann Ludwig von Sulz mit eingestochener Inschrift und Wappen war aufgefunden worden, als man 1825 das säkularisierte Kapuzinerkloster im benachbarten Waldshut abriß. Die Inschrift stellt fest, daß es der Wunsch des Grafen war, im Tode bei denen zu ruhen, die er einzig liebt. Es erfolgte dann eine Umbettung des Herzens auf den alten Friedhof in Waldshut, die silberne Kapsel selbst verblieb im Diözesanarchiv Freiburg. Leider



13 DAS JUSTAUCORPS ist dem Kostüm von Bestattung 3 in der Tiengener Gruft vergleichbar. Kupferstich von Nicolas Arnoult (1687).

ist die Stelle der Zweitbestattung, die sicher durch einen Stein markiert war, noch unbekannt. Es wäre aber auf alle Fälle wünschenswert, sich dieses alten Friedhofs, dessen Existenz bedroht ist, anzunehmen und außer Schloß und neu entdeckter Gruft in Tiengen auch in Waldshut eine Stelle zu schützen, die einen Teil der leiblichen Hülle des letzten Grafen von Sulz birgt.

*Dr. Ilse Fingerlin
Waldhofstraße 49
7800 Freiburg-Littenweiler*

Wolfgang Leiner: Die Bedeutung früher elektrischer Maschinen in Württemberg als Kulturdenkmale

Elektrische Maschinen als Kulturdenkmal? Mancher, der die Kultur nur von der künstlerischen Seite her zu betrachten gewohnt ist, mag daran zweifeln, mag an eine Modeerscheinung denken. Wer in diesem Bereich denkt, mag auch so weit gehen, einen Gegensatz zwischen Kultur und Technik zu konstruieren und der Technik einen Platz außerhalb der Kultur zuzuweisen, ja Kultur und Technik als Gegensätze zu betrachten.

Es soll hier nicht auf ideologische Fragen eingegangen werden – ein nüchterner Hinweis genügt: Nahezu einziges Merkmal, das im Grenzbereich den Menschen vom Tier unterscheidet, ist die Technik. Nur das Vorhandensein von Werkzeugen, der Gebrauch des Feuers, gibt uns die Möglichkeit, im Einzelfall zu entscheiden, ob ein Bodenfund einen frühen Menschen oder einen Vorgänger aus dem Tierreich darstellt. Technik ist der erste Ausdruck des Menschseins, die Basis jeder Kultur.

Kann jedoch eine Maschine ein Denkmal sein? Das baden-württembergische Denkmalschutzgesetz definiert Kulturdenkmale als „Sachen, Sachgesamtheiten und Teile von Sachen, an deren Erhaltung aus wissenschaftlichen, künstlerischen oder heimatkundlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht“. Daß die Kriterien „wissenschaftliches“ und „heimatkundliches“ Interesse bei den elektrischen Maschinen, über die anschließend berichtet wird, vorliegen, soll im Anschluß dargelegt werden. Dazu wird der Stand der Kenntnisse für die Zeit nach 1870 und ihre Beeinflussung durch zwei Neufunde dargestellt.

Neufunde verändern den Forschungsstand

Elektrisches Licht war im Jahre 1870 in Stuttgart nicht unbekannt. Das königliche Hoftheater verfügte über eine elektrische Beleuchtung, allerdings nicht für den Zuschauerraum oder die Bühne als solche, sondern nur für gelegentliche Effekte, wie einen Sonnenaufgang. Solche Einrichtungen, es handelte sich um einzelne, von Batterien gespeiste Bogenlampen, sind seit 1849, von Paris ausgehend, in Theatern verwendet worden. Die Stuttgarter Anlage wurde erstmals am 31. März 1851 bei der Erstaufführung der Oper „Der Prophet“ von Meyerbeer angewandt.

Einer breiteren Öffentlichkeit wurde das elektrische Licht am Abend des 5. September 1870 bekannt, als zur Feier des Sieges von Sedan das königliche Schloß vom Theater – es stand damals neben dem Schloß, an der Stelle des heutigen Kunstgebäudes – her mit elektrischem Licht angestrahlt wurde.

Für eine praktische Anwendung sah man jedoch noch keine Möglichkeit. Aus dem Jahr 1874 ist ein Schriftwechsel der königlichen Zentralstelle für Gewerbe und Handel bekannt, in welchem auf eine Anfrage des Bruderhauses in Reutlingen die Auskunft erteilt wurde, vorläufig sei mit einer wirt-

schaftlichen Anwendung nicht zu rechnen. Doch die Frage der elektrischen Beleuchtung wie überhaupt der Anwendung elektrischen Stromes hatte um diese Zeit bereits die Aufmerksamkeit der Zentralstelle gefunden.

Die Methoden der Gewerbeförderung, deren sich die Zentralstelle damals bediente, umfaßten u. a. die Veranstaltung von Vorträgen, die Beschaffung von Musterwaren als Anregung für das einheimische Gewerbe, Zuschüsse zur Beschaffung neuartiger Maschinen, Ausleihung solcher Maschinen aus vorhandenen Beständen und Reisezuschüsse zum Kennenlernen neuer Erzeugnisse und Verfahren.

Reisezuschüsse wurden auch zum Besuch von Ausstellungen gegeben, zur Weltausstellung Wien 1873 wurden sie an insgesamt 124 Personen bewilligt, unter ihnen befanden sich 7 Mechaniker und 1 Vergolder. In Wien hatte jedoch Zénobe Gramme seine Maschinen ausgestellt. Es dürfte mit hoher Wahrscheinlichkeit der Einfluß dieser Ausstellung gewesen sein, welcher die königliche Zentralstelle veranlaßte, eine solche Maschine anzukaufen. Der Kauf selbst erfolgte zwar erst 1875, doch war es vorher kaum möglich gewesen, den erforderlichen Betrag in den Etat einzustellen. Mit einem Kaufpreis in Höhe von 3000 Goldfranken, über ein Zehntel des Jahresetats des Musterlagers der Zentralstelle, handelte es sich schließlich um einen nicht ganz unbedeutenden Betrag.

Die Maschine wurde durch einen Stuttgarter Mechaniker, Gustav Baur, in Paris abgeholt. Es ist wohl klar, daß damit Baur auch Gelegenheit gegeben werden sollte, sich bei Gramme umzusehen und sich auch über die Verhältnisse dort zu informieren.

Folgt man den erhaltenen schriftlichen Quellen, so scheint das Vorgehen der Zentralstelle Erfolg gehabt zu haben. Bereits im August 1875 erschien im Gewerbeblatt aus Württemberg, das von der Zentralstelle herausgegeben wurde, ein Artikel mit dem Titel „Die Gramm'sche Magnetinduktionsmaschine“. Am Schluß des Artikels heißt es: „Ein solcher von dem in der Herstellung physikalischer Werkzeuge ganz besonders bewanderte Herr Mechaniker und Telegraphieapparatenfabrikanten Baur in Stuttgart gefertigter äußerst interessanter Apparat, an welchem die sogenannte Umsetzung der Wärme in Kraft, der Kraft in Magnetismus, des Magnetismus in Elektrizität und Licht, der Elektrizität in chemische Aktion, und von dieser wieder in Kraft u.s.f. zu sehen ist, ist im Musterlager aufgestellt, und wird auf Wunsch der Besucher in Gang gesetzt.“

Was hier beschrieben wurde, ist jedoch nicht die um diese Zeit bereits übliche dynamoelektrische Maschine Grammes, sondern ein Vorläufermodell, das er 1871 gebaut hatte. Der Artikel wurde, man kann eine Art Berichtigung darin sehen, im September 1875 durch einen zweiten Artikel ergänzt, der zwar ebenfalls die Überschrift „Die

Gramme'sche Magnetinduktionsmaschine“ trägt, tatsächlich jedoch nicht die frühe Konstruktion Grammes mit Permanentmagneten, sondern die fortgeschrittene mit Elektromagneten beschreibt. Die Nomenklatur ist noch etwas unklar, die Beschreibung ist jedoch eindeutig.

Aus mehreren Presseberichten im Dezember 1876 geht nun hervor, daß Baur Versuche unternommen hat, die „Königsstraße in Stuttgart mit elektrischem Licht zu beleuchten“. An zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen wurde dazu im oberen Stockwerk des Gebäudes der Zentralstelle, die sich damals in der Legionskaserne, an der Stelle des heutigen Wilhelmsbaues, befand, ein „Brennspiegel“, d. h. eine Bogenlampe mit Reflektor, aufgestellt. Dazu heißt es ausdrücklich, daß beim ersten Versuch chemische Elemente verwendet wurden, beim zweiten wurde der Strom „durch eine von Herrn Mechaniker Gustav Baur dahier erbaute sogenannte Magnet-Induktionsmaschine erzeugt“.

Die Vermutung, daß hier nicht die im Jahr zuvor von Baur gebaute magnetelektrische Maschine verwendet wurde, sondern die in Paris gekaufte Gramme-Maschine selbst, lag nahe. Baur's kleine Maschine wäre kaum in der Lage gewesen, die für den Betrieb einer Bogenlampe – nichts anderes kam in jener Zeit ja in Frage – notwendige elektrische Leistung aufzubringen. Sie war ein Versuchsmodell, das mit Handbetrieb arbeitete, wie die Abbildung im Gewerbeblatt deutlich zeigt. Eine zweite, von Baur gebaute Maschine war jedoch zu diesem Zeitraum nirgends belegt.

Die ausgesprochene Vermutung, daß für diesen Beleuchtungsversuch die Original-Gramme-Maschine verwendet wurde, hatte also einiges für sich. Durch die Aufmerksamkeit eines technikhistorisch interessierten Lehrers, Ekke-

hard Wormstädt in Stuttgart, wurde 1969 eben diese Originalmaschine aufgefunden und vor der bevorstehenden Verschrottung gerettet. Die Maschine war am Typenschild wie an einer in Stuttgart angebrachten Beschriftung eindeutig zu identifizieren.

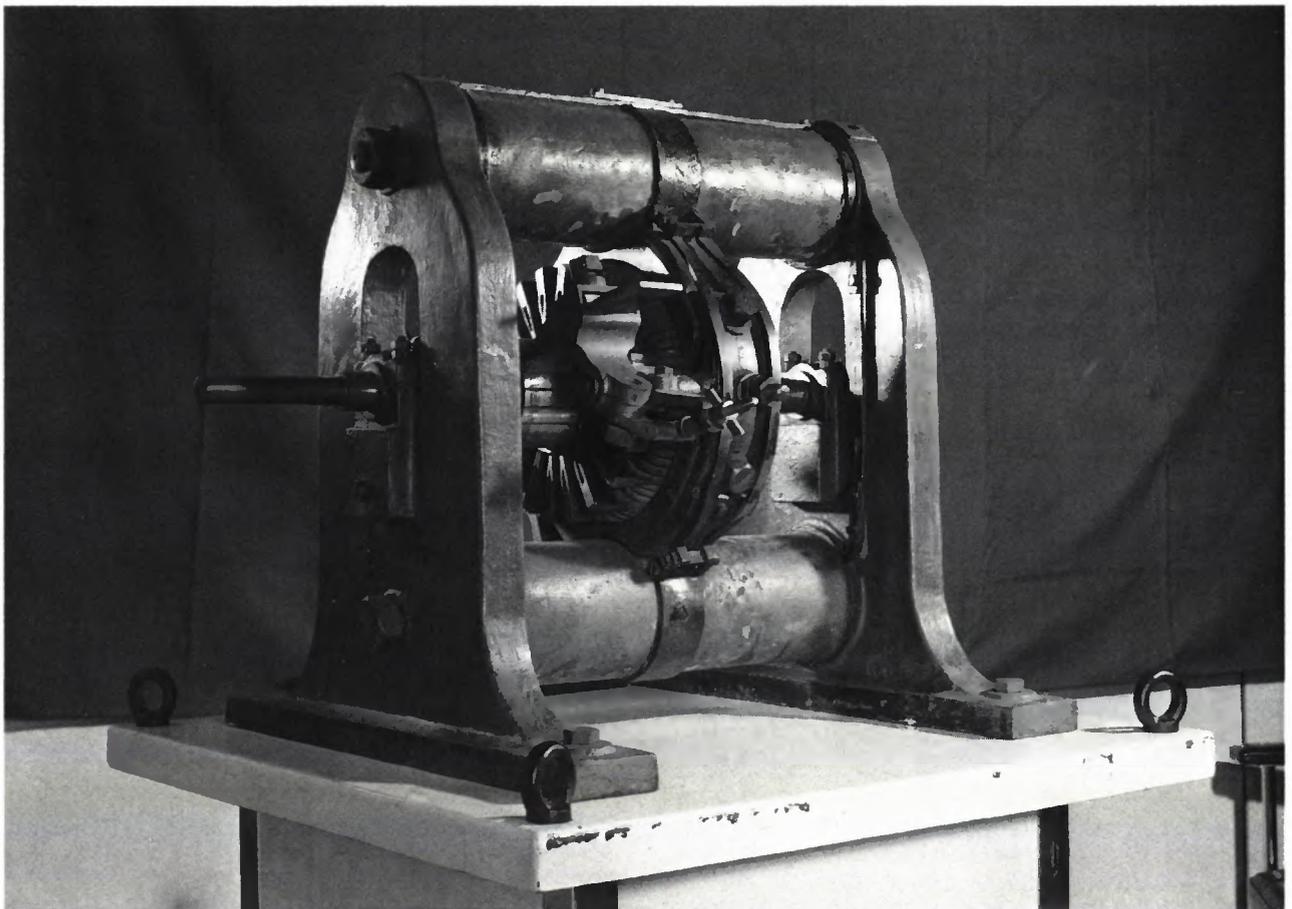
Bei der Untersuchung der Maschine ergab sich, daß es sich um eine Maschine für Zwecke der Galvanotechnik handelte, die zwar Ströme bis zu 1000 A abgab, jedoch nur eine Spannung von 2 V. Mit 2 V läßt sich jedoch ein Lichtbogen für eine Bogenlampe nicht zünden; die Vermutung, Baur hätte diese Maschine für die Beleuchtung verwendet, war also falsch gewesen. Baur mußte tatsächlich bereits um diese Zeit eigene Maschinen zur Lichterzeugung gebaut haben.

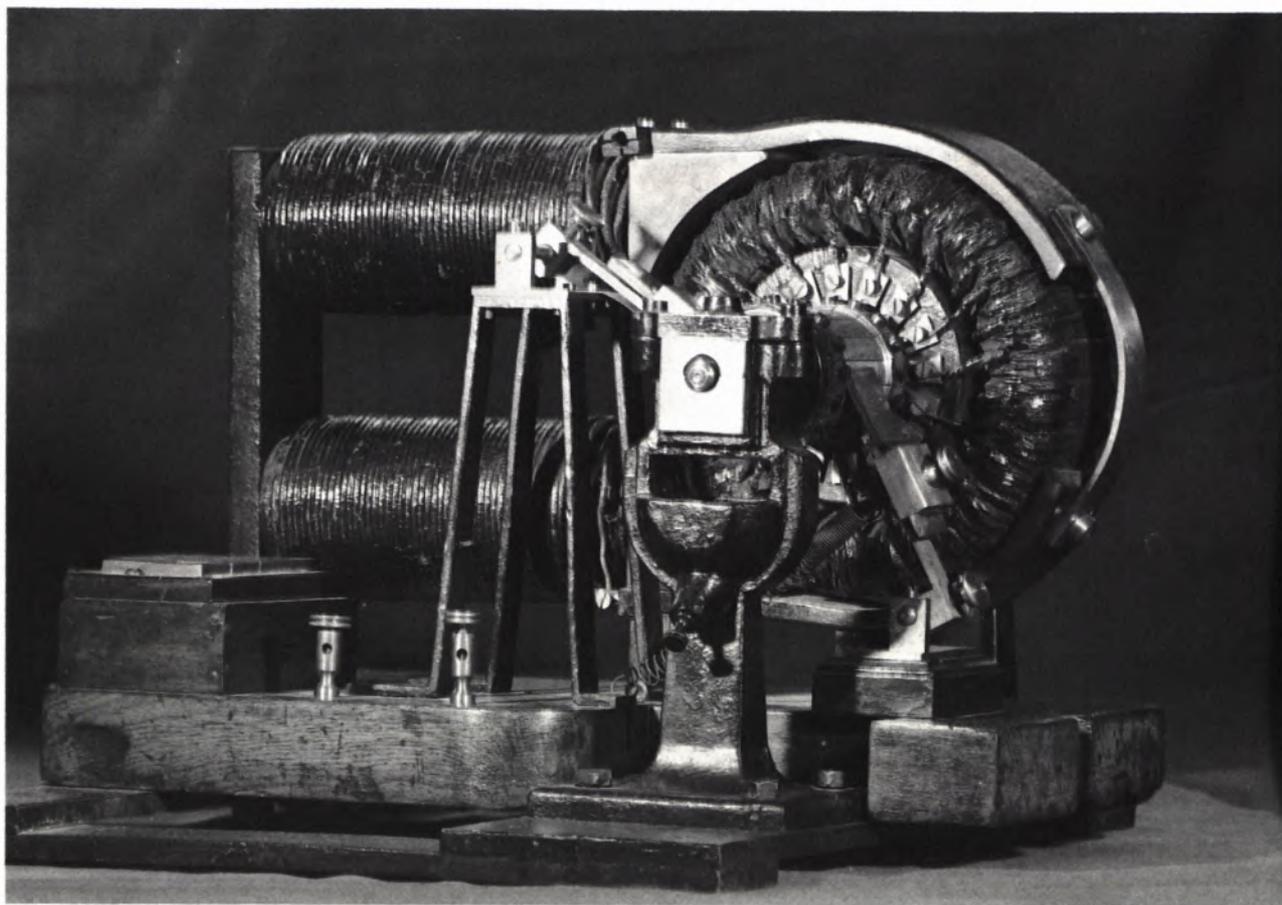
Dieser Vorgang zeigt deutlich, daß die Erhaltung technischer Kulturdenkmale nicht nur eine nostalgische Spielerei darstellt. Sie sind echte Dokumente. Ohne die Untersuchung an der Maschine selbst wäre eine so klare Aussage nicht möglich gewesen.

Nach dem Abschluß meiner früheren Arbeiten auf diesem Gebiet zeigte sich schließlich, daß auch noch zwei Originalmaschinen von Baur erhalten sind, die sich im Besitz der Fachhochschule für Technik in Esslingen befinden. Damit war der Beweis geführt, daß Baur eigene Maschinen gebaut hatte.

Baur muß jedoch noch mehr Maschinen gebaut haben als diese beiden in Esslingen erhaltenen. Messungen an den Maschinen haben nämlich ergeben, daß sie für eine Spannung von 12 V ausgelegt sind, zur Speisung einer Bogenlampe also ebenfalls nicht in Frage kommen. Zudem ist bekannt, daß die Lichtmaschine Baur's später in den Besitz des Landesgewerbemuseums übergang. Die Esslinger Maschi-

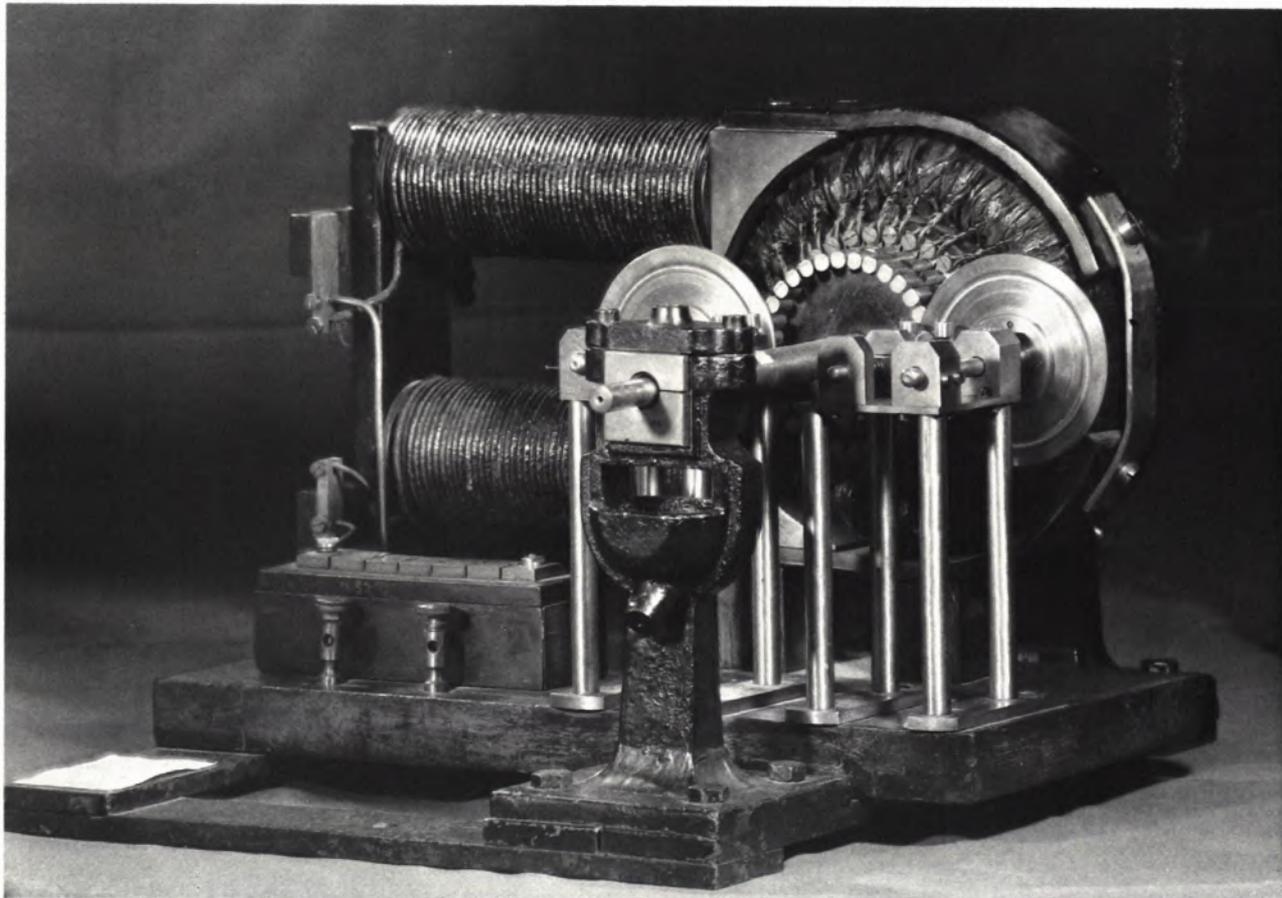
1 GRAMME-MASCHINE für Galvanotechnik, 1875 von der Königlichen Zentralstelle erworben.





2 ELEKTRISCHER GENERATOR VON BAUR, dem Stuttgarter Mechaniker, um 1880 gebaut.

3 DER ZWEITE BAUR-GENERATOR enthält eine einzigartige, sonst nicht bekannte Konstruktion des Kollektors.



nen sind dort jedoch bereits 1933 im Bestand nachweisbar, während die Sammlung des Landesgewerbeamtes erst nach 1948 aufgelöst wurde.

Damit kann für Baur das ernsthafte Bemühen, diesen Gewerbebezirk in Stuttgart auszubauen, nachgewiesen werden.

Ein wirtschaftlicher Erfolg war Gustav Baur jedoch nicht beschieden. Seine Konstruktionen waren zu früh, denn ein wesentliches Problem war um diese Zeit noch nicht gelöst, die sogenannte „Teilung des elektrischen Lichts“. Elektrisches Licht ließ sich damals nur mit Bogenlampen erzeugen, wobei für jede Bogenlampe ein eigener Generator erforderlich war. Dieses Problem wurde erst 1878 durch Jablockhoff in Paris und endgültig 1879 durch von Hefner-Alteneck in Berlin gelöst, praktisch anwendbare Glühlampen erschienen 1881. Die wirtschaftliche Basis fehlte also. Baur befaßte sich deshalb hauptsächlich mit dem Bau elektrischer Sicherheitsapparate, Blitzableiter und Haustelegraphen. Seine Maschinen werden zwar 1879 im Zusammenhang mit einem Vortrag erwähnt und wurden auch im Musterlager des Landesgewerbemuseums gezeigt, 1884 bot er sie auch in Anzeigen an. Wir haben jedoch keinen einzigen Nachweis, daß sie irgendwo in der Praxis verwendet wurden. 1888 ist er im Alter von 47 Jahren verstorben.

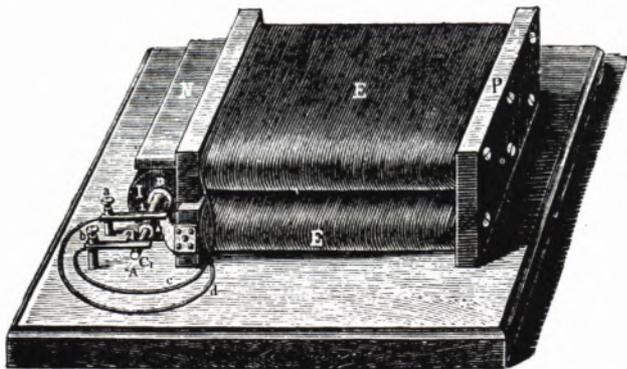
Gramme-Maschinen wirkten jedoch auf andere Weise weiter. Die erste für den dauernden Betrieb gedachte Beleuchtungsanlage Württembergs, in der Eisengießerei der Maschinenfabrik Decker & Co. in Cannstatt, die um die Jahreswende 1878/79 eingerichtet wurde, wurde mit zwei Gramme-Maschinen und zwei Bogenlampen betrieben. Es ist dies gleichzeitig das einzige Beispiel in Württemberg für die Anwendung einer solchen Beleuchtungsanlage vor der „Teilung des elektrischen Lichtes“.

Von der Maschinenfabrik Decker & Co. führt eine direkte Linie über die elektrotechnische Fabrik Cannstatt zur Maschinenfabrik Esslingen, deren elektrotechnische Abteilung in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende eine bedeutende Rolle spielte. Die frühen Generatoren der Elektrotechnischen Fabrik Cannstatt, deren Konstruktion von der Karlsruher Firma Schwerd u. Scharnweber übernommen wurde, zeigen deutlich Einflüsse der Gramme-Maschine.

Später wurden die Anlagen in Bad Cannstatt von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft (AEG) übernommen und bildeten bei der Verlagerung der Berliner Elektroindustrie nach dem Westen, nach dem Zweiten Weltkrieg, eine wesentliche Keimzelle für den Wiederaufbau. Heute befindet sich dort die Trafo-Union. Die Kontinuität zeigt sich am besten in dem Namen der Straße, an der das Gelände liegt, sie heißt heute noch Deckerstraße.

Gramme-Maschinen wurden in der Frühzeit der elektri-

4 DYNAMOELEKTRISCHE MASCHINE von Siemens, Berlin 1866.



schon Anlagen in Württemberg noch mehrfach verwendet. Die Firma C. u. E. Fein, auf die weiter unten noch eingegangen wird, verwendete auf der Landesgewerbeausstellung 1881 einen als Gramme-Maschine bezeichneten Generator zur Demonstration elektrischen Lichts, der in Wirklichkeit jedoch eine Weiterentwicklung dieser Maschine darstellt. 1882 wurde eine Anlage in Vöhringen an der Iller mit Gramme-Maschinen betrieben, auch in der ersten Demonstrationsanlage von Wilhelm Reißer in Stuttgart wurde eine solche Maschine verwendet. Eine letzte Verwendung ist 1883 in Schramberg nachweisbar. Die Angaben über die jeweils verwendeten Generatoren sind zwar zu dürftig, um weitere Anwendungen auszuschließen, es zeigt sich jedoch deutlich die Tendenz, im Laufe der Entwicklung einheimische, d. h. deutsche und besonders auch württembergische Konstruktionen zu verwenden.

Die Herleitung der württembergischen Entwicklung

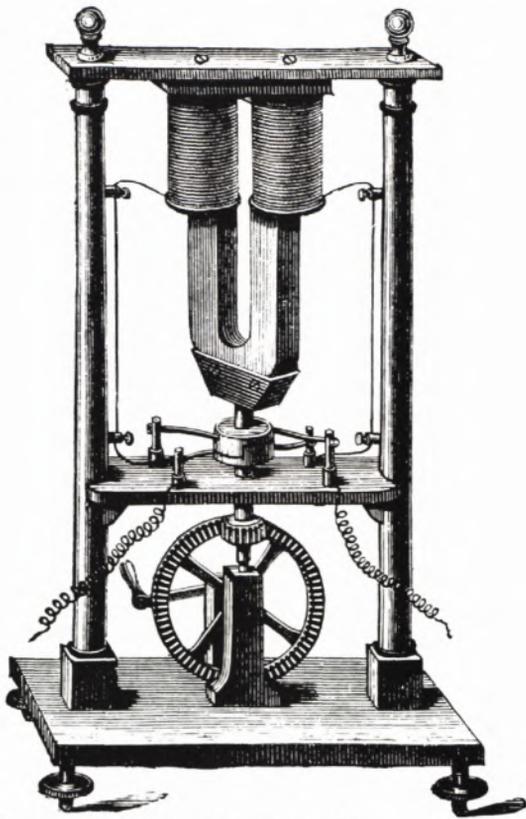
Die Darstellung einer Entwicklung in einem räumlich begrenzten Gebiet ist nur sinnvoll, wenn sie in die allgemeine Entwicklung eingebunden wird. Vernachlässigt man etwa die Einflüsse, die von außen her einwirkten, so muß man zwangsläufig zu falschen oder mindestens unvollständigen Schlüssen gelangen.

Dies ist ein allgemeiner Grundsatz der Geschichtsschreibung, der auch und gerade in der Technikgeschichte gilt und hier wie anderswo leider sehr oft vernachlässigt wird. Gerade das vorliegende Thema der frühen elektrischen Maschinen in Württemberg ist ein prägnantes Beispiel für die Richtigkeit des angeführten Grundsatzes.

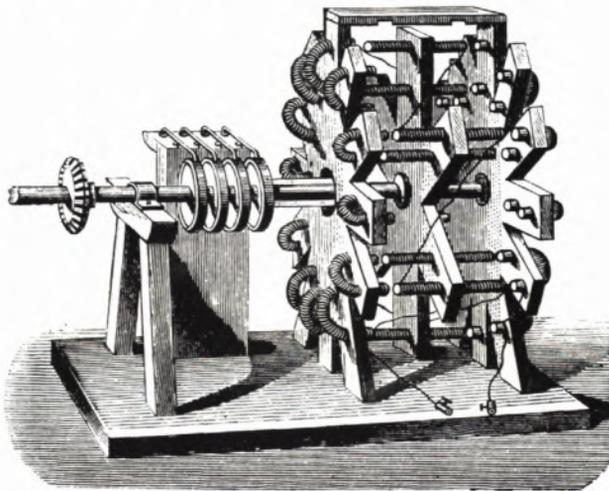
Folgt man hier nämlich der in der deutschen Literatur häufig zu findenden Darstellung, welche die Erfindung der Dynamomaschine durch Werner von Siemens im Jahre 1866 an den Beginn der Entwicklung elektrischer Maschinen zur Stromerzeugung (Generator) und der elektrischen Motore setzt, so ist es schlechterdings unmöglich, die Bedeutung der frühen württembergischen Maschinen zu verstehen. Sie sind dann nicht viel mehr als Kuriosa. Erst wenn man auch die Einflüsse aus anderen Gebieten berücksichtigt, werden sie zu sprechenden Dokumenten.

Am Anfang der Entwicklung elektrischer Maschinen stand die Entdeckung des Engländers Michael Faraday, daß in einem Leiter, der in einem Magnetfeld bewegt wird, ein elektrischer Strom induziert wird, das sogenannte Induktionsgesetz. Faradays Ergebnisse wurden von einer Reihe von Wissenschaftlern in verschiedenen Ländern aufgenommen. Unter ihrem Einfluß entstanden bald die ersten elektrischen Maschinen. Einen ersten elektrischen Generator baute Hippolyte Pixii in Paris, über den bereits aus dem Jahre 1833 Beschreibungen vorliegen. Bei diesem wie bei allen in den nächsten 30 Jahren gebauten elektrischen Generatoren handelte es sich um magnetelektrische Maschinen, bei denen das Magnetfeld durch einen Permanentmagnet erzeugt wurde.

Einen anderen Weg ging der Deutsche Moritz Hermann von Jacobi bei der Konstruktion eines ersten Elektromotors. Während frühere Versuche mit der Anziehungskraft von Elektromagneten gearbeitet hatten, kehrte Jacobi das Faradaysche Prinzip um: Schickt man in einen Leiter, der sich in einem Magnetfeld befindet, einen elektrischen Strom, so bewegt sich der Leiter. Jacobi baute hiermit erstmals einen rotierenden Motor. Mit einem solchen Motor stellte er 1838 Versuche zum Antrieb eines Bootes an, die im Auftrag der russischen Regierung durchgeführt wurden und durchaus positiv verliefen. Jacobis Motor steht heute im Polytechnischen Museum in Moskau.



5 GENERATOR VON PIXII, Paris 1833.



6 ELEKTROMOTOR von Moritz Hermann von Jacobi, St. Petersburg 1838.

Jacobis Arbeiten führten, obwohl sie von guten theoretischen Untersuchungen begleitet waren, nicht sehr viel weiter. Der Hauptgrund hierfür ist darin zu sehen, daß für den Antrieb der Elektromotoren damals nur chemische Batterien zur Verfügung standen, eine recht kostspielige und auch umständlich zu handhabende Stromquelle.

Elektrische Generatoren wurden jedoch sehr rasch in der Praxis angewandt, zuerst in der Galvanotechnik, zum Versilbern und zum Vergolden. Erste Versuche dazu sind aus England bereits aus dem Jahr 1836 bekannt, ab 1842 wurden elektrische Generatoren in größerem Umfang verwendet, im Jahre 1847 bereits von acht englischen Fabriken. Parallel dazu und in gegenseitiger Verbindung verlief die Entwicklung in Paris. Ebenfalls parallel zueinander in Frankreich und in England verlief die Entwicklung bei der Anwendung magnetelektrischer Maschinen für

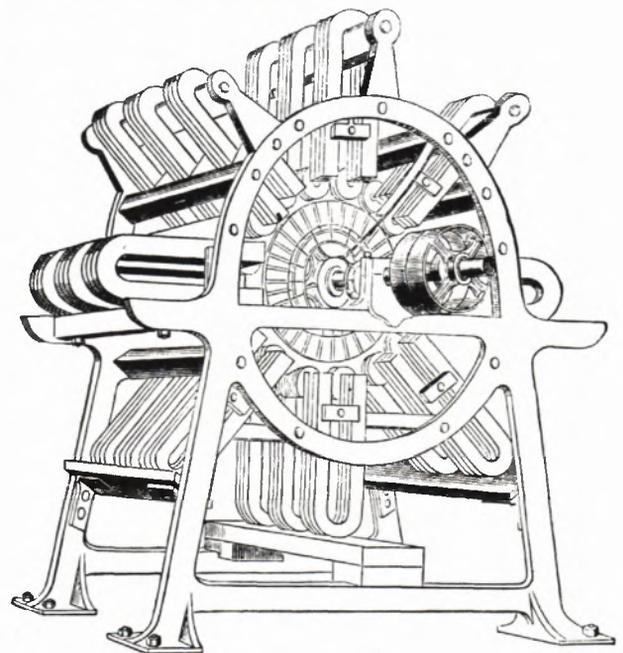
Beleuchtungszwecke in England und in Frankreich. In England war es Frederic Hale Holmes, der 1859 einen Leuchtturm in der Nähe von Dover elektrisch beleuchtete, dem später noch weitere Leuchttürme in Schottland folgten. In Frankreich war es die L'Alliance-Gesellschaft, die nach längeren Vorarbeiten, die bis auf das Jahr 1851 zurückgehen, 1863 erstmals einen Leuchtturm (Le Heve) mit ihren Maschinen ausstattete.

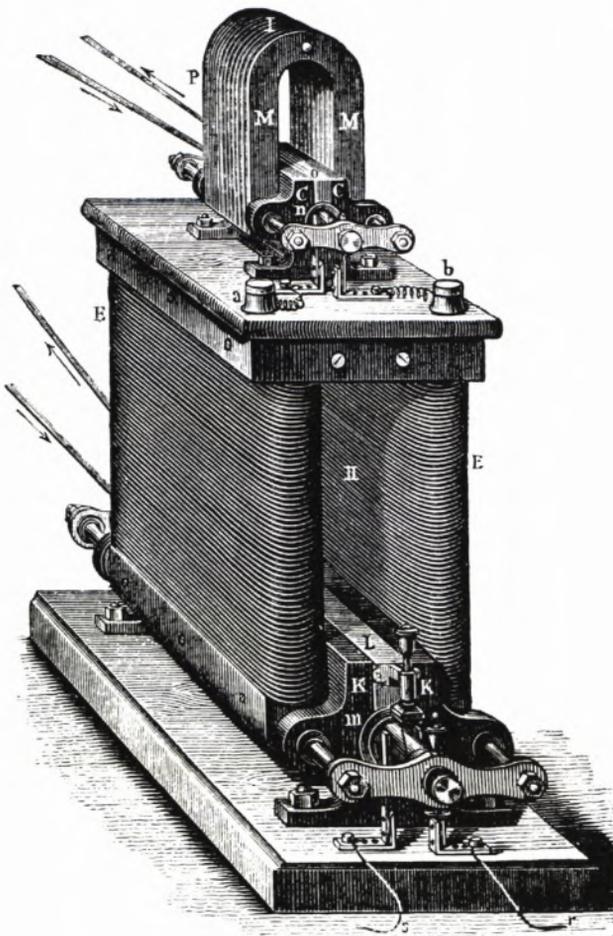
Mit diesen großen und entsprechend kostspieligen Maschinen war jedoch das Äußerste erreicht, das der magnetelektrische Generator leisten konnte. Eine Steigerung der Leistung war nur durch Verwendung immer größerer und schwererer Magnete möglich. Die Anwendungsgebiete, den der magnetelektrische Generator bis dahin gefunden hatte, zeigen auch deutlich seine Grenzen: Er hatte sich in der Galvanotechnik durchgesetzt, wo er die chemischen Batterien verdrängte, hier wurden nur relativ kleine Leistungen benötigt. Maschinen für größere Leistungen kamen nur dort in Frage, wo die Kosten eine untergeordnete Rolle spielten, wie eben bei Leuchttürmen. Dort spielte es auch keine Rolle, daß eine solche Maschine mehrere Tonnen wog.

Den entscheidenden Schritt zur Weiterentwicklung der elektrischen Generatoren ging der Engländer Henry Wilde 1865/66. Er ersetzte die bis dahin im Generatorenbau ausschließlich verwendeten Permanentmagnete aufgrund experimenteller Untersuchungen durch Elektromagnete, die jedoch noch nicht von dem von der Maschine selbst erzeugten Strom gespeist wurden, sondern durch Batterien oder durch getrennte Erregermaschinen. Die Bedeutung von Wildes Erfindung läßt sich nicht besser kennzeichnen als durch die Worte eines sicher unverdächtigen Zeugen, des Chefingenieurs der Firma Siemens & Halske, von Hefner-Alteneck, 1880: „Durch diese Vereinigung einer sogenannten primären und sekundären Maschine wurden zum ersten Male sehr starke Ströme durch verhältnismäßig kleine Maschinen hervorgerufen.“

Kurz auf die Einführung des Elektromagneten im Generatorenbau erfolgte Ende 1866 die Einführung des dynamoelektrischen Prinzips durch Werner von Siemens, wenige

7 GROSSE MAGNETELEKTRISCHE MASCHINE der französischen L'Alliance-Gesellschaft, ab 1863.





8 ELEKTROMAGNETISCHER GENERATOR von Wilde, London 1864.

Wochen später auch durch Sir Charles Wheatstone und durch Samuel Alfred Varley. Dabei entfiel die zusätzliche Erregermaschine. Etwa um die selbe Zeit wurde auch das zwar bereits Jacobi bekannte Prinzip der Umkehrbarkeit von Generator und Elektromotor, das in der Zwischenzeit in Vergessenheit geraten war, wiedererkannt.

Aus diesem Erfindungsstand heraus ist es zu erklären, daß sich in den einzelnen Ländern unterschiedliche Entwicklungslinien herausbildeten. In England entstanden mehrere Konstruktionen elektromagnetischer und dynamoelektrischer Maschinen, die zu einer eigenständigen Entwicklung führten. In Deutschland wurde die Arbeit durch Werner von Siemens nur zögernd fortgesetzt, erst ab 1876 ist eine größere Aktivität festzustellen. Der Grund dafür dürfte in erster Linie in der starken Beanspruchung der Firma Siemens durch den Bau der großen Überlandtelegraphenlinien in Rußland und nach Indien begründet sein.

So ist es zu verstehen, daß der in Paris arbeitende Belgier Zénobe Gramme sich mit einer eigenen Konstruktion auf dem Kontinent bald durchsetzen konnte. Die früher häufig diskutierte Frage, ob es sich dabei tatsächlich um eigene Erfindungen Grammes handelte oder ob es Übernahmen von anderen gewesen seien, soll hier nicht weiter verfolgt werden, sie ist nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung nicht lösbar. Wichtiger ist jedoch die Feststellung, daß Grammes Maschinen in den frühen 70er Jahren bald Eingang in die Praxis fanden. Sie wurden auf der Weltausstellung Wien 1873 ausgestellt, dort wurden mit solchen Maschinen auch erstmals Versuche zur Kraftübertragung demonstriert. Von Wien aus fanden die Maschinen auch

in anderen Ländern Verbreitung, in Hamburg wie in Budapest sind sie festzustellen. Im Anschluß daran fanden elektrische Beleuchtungen mit Gramme-Maschinen auch im Westen Deutschlands Anwendung im damals deutschen Elsaß-Lothringen wie im Rheinland und gegen das Ende der 70er Jahre auch in Württemberg und Bayern.

Eine weitere Entwicklungslinie bildete sich in Amerika aus, die sich jedoch mit ihren frühen Ansätzen auf Europa wenig auswirkte. Von größerer Bedeutung war der erst später auf diesem Gebiet tätig werdende Edison, wobei weniger die von ihm gebrauchsfähig entwickelte Glühlampe den Ausschlag gab (ähnliche Entwicklungen gab es auch an anderer Stelle, wie durch Swan in England), als der Umstand, daß Edison das komplette System einer Elektrizitätsversorgung praxisreif entwickelt hatte.

Elektrische Maschinen zur Galvanotechnik

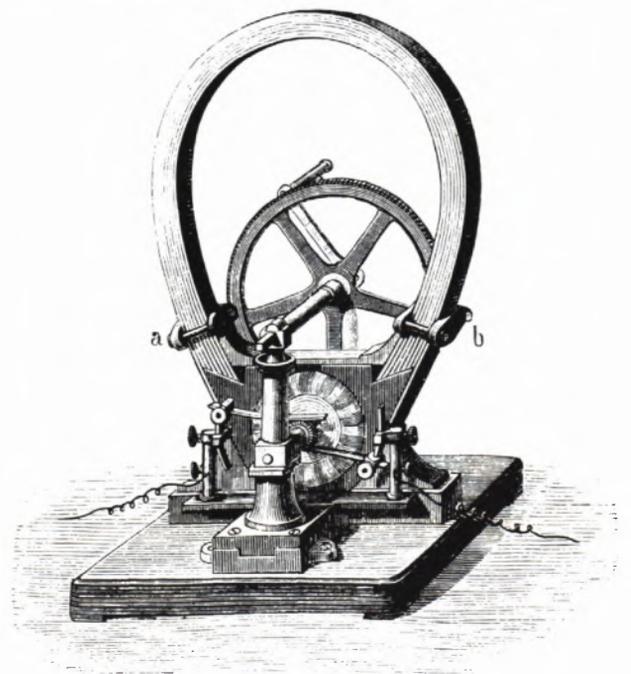
Aus den Angaben über die 1875 von der königlichen Zentralstelle für Gewerbe und Handel beschafften Gramme-Maschine geht hervor, daß es sich hier um eine Maschine für Zwecke der Galvanotechnik handelte. Es wäre also zu erwarten, daß die Bemühungen der Zentralstelle auch auf diesem Gebiet Früchte zeigten.

Dies ist jedoch nicht der Fall. Die Überprüfung der Unterlagen über dieses Gebiet zeigt vielmehr, daß diese Entwicklung auf andere Einflüsse zurückgeht und an der Zentralstelle vorbeiging.

Die Unterlagen über die frühe Galvanotechnik in Württemberg sind zwar sehr lückenhaft und bescheiden, dies wohl sicher mit Rücksicht auf die damals noch erforderliche Geheimhaltung der Verfahren. Doch lassen sie wenigstens einen groben Abriß zu.

Nach den Unterlagen der Württembergischen Metallwarenfabrik AG in Geislingen an der Steige geht die erste Initiative auf den Ulmer Metallwarenfabrikanten Wieland zurück. Danach lernte Wieland im Jahre 1867 auf der Weltausstellung in Paris auf galvanischem Weg versilberte Bestecke kennen und plante, ein solches Verfahren selbst einzuführen. Wieland beauftragte seinen Technischen

9 GRAMMES erste magnetelektrische Maschine, Paris 1871.



Leiter Wiegandt und einen ihm befreundeten Studenten der Chemie, Carl Haegele, Versuche vorzunehmen.

Haegele fuhr 1870 auf eine Studienreise nach Paris. Der Zweck der Studienreise dürfte darin bestanden haben, bei der Firma Christofle die dort angewandten Verfahren kennenzulernen. Reisen mit dem Zweck, die Arbeit fremder Betriebe kennenzulernen, waren damals nicht ungewöhnlich, die Reise von Gustav Baur, die weiter oben erwähnt wird, hatte denselben Zweck. Der Ausbruch des Krieges 1870 zwang Haegele zur raschen Abreise, er machte anschließend den Frankreichfeldzug mit. Paris dürfte er dabei nicht betreten haben, da er bereits im Dezember 1870 verwundet und nach Stuttgart zurücktransportiert wurde, Paris wurde jedoch erst im März 1871 besetzt.

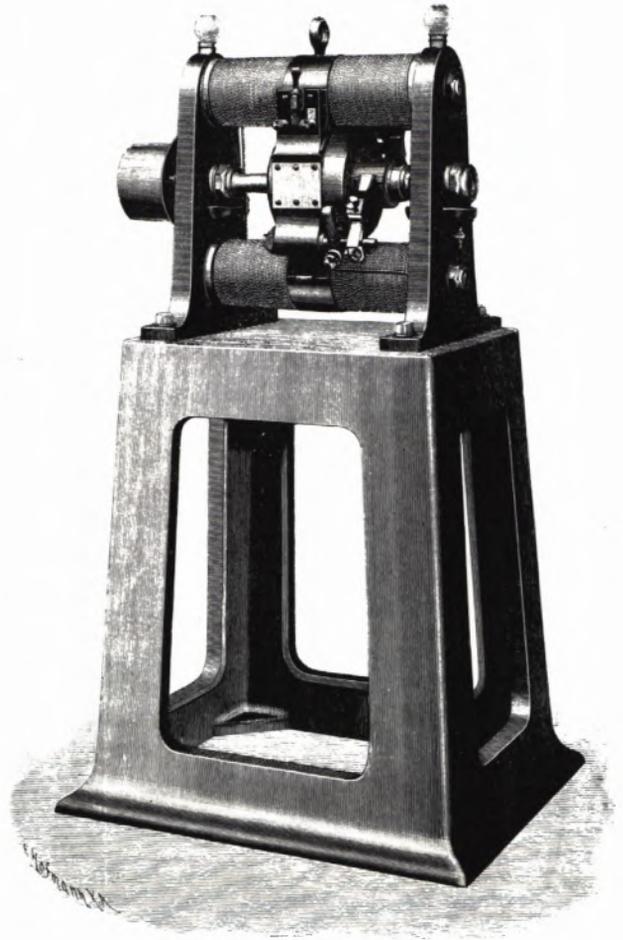
Unmittelbar nach seiner Genesung nahm er seine Arbeiten wieder auf und gründete nach erfolgreichem Abschluß der Versuche am 9. April 1871, übrigens im Einvernehmen mit Wieland, in Stuttgart eine eigene Firma unter dem Namen A. Ritter & Co., die als „Versilberungsanstalt“ bezeichnet wurde.

Mit Alfred Ritter war er bereits vor dem Krieg in Paris zusammengetroffen, die Bekanntschaft hatte zu einer Verlobung Haegeles mit der Schwester Ritters geführt. Die Wahl des Firmennamens Ritter war dadurch begründet, daß Haegele um diese Zeit noch dem württembergischen Heer angehörte und so nicht als Gewerbetreibender auftreten konnte. Ritter dagegen war unabhängiger Kaufmann.

Am 2. Februar 1872 wurde der Fabrikbetrieb in Esslingen aufgenommen, im Dezember 1872 beschäftigte das Unternehmen dort bereits 50 Arbeiter. Es wurde nun als „Fabrik von Neusilber und versilberten Neusilber-Waren“ bezeichnet. Das Unternehmen nahm einen raschen Aufschwung. Im April 1873 wurde die Fabrik versilberter Tafelgeräte von F. Glühher sen. in München angekauft, im September desselben Jahres die Heilbronner Fabrik von Müller & Weigandt. In der Zeitungsnotiz, welche über diesen Ankauf berichtet, wird gesagt: „Diese Fabrikation, in Württemberg zum ersten Mal in größeren Dimensionen durch A. Ritter & Co. begründet . . .“ Am 1. Januar 1875 schied Alfred Ritter aus der Firma aus, blieb jedoch noch mit ihr in Verbindung und übernahm später die Vertretung der Nachfolgefirma in Zürich.

1880 kam es zu einem Zusammenschluß mit der Firma Straub & Sohn in Geislingen an der Steige unter der Bezeichnung „Württembergische Metallwarenfabrik AG“. Die Anlagen in Esslingen wurden im Anschluß daran abgebaut und mit dem Personal nach Geislingen verlagert. Der letzte Arbeiter verließ am 23. Mai 1881 Esslingen, wobei bemerkt wurde: „Die Stadt Esslingen verliert durch diese Geschäftsverlegung ca. 80 Familien.“ Diese Zahl läßt einen Schluß auf die Größe des Unternehmens um diese Zeit zu, wobei zu beachten ist, daß es sich hier wohl um das eigentliche Fachpersonal, weniger um die Hilfskräfte handelte.

Auch die schon früher gegründete Firma Straub & Sohn hatte versilberte Metallwaren hergestellt, jedoch nicht unter Anwendung galvanischer Verfahren, sondern durch Plattieren, also auf mechanischem Wege. Elektrische Verfahren wurden in Süddeutschland bis 1881 lediglich durch A. Ritter & Co., d.h. durch Carl Haegele, verwendet. Dies geht eindeutig aus dem Geschäftsbericht der Württembergischen Metallwarenfabrik 1881 hervor, der einen Rückblick enthält. In diesem Rückblick wird auch gesagt: „In Frankreich ist das schon genannte Haus Christofle zu großartiger Bedeutung gelangt. In England wurde unsere

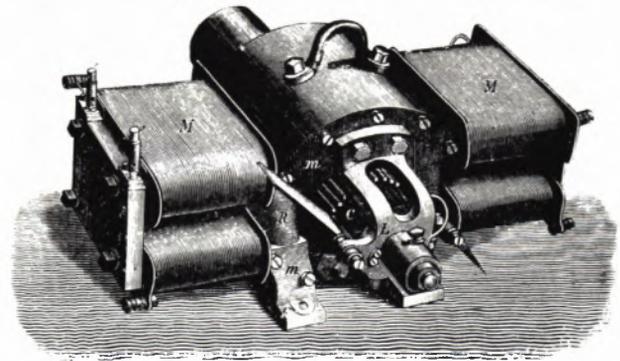


10 GRAMMES dynamoelektrische Maschine, ab 1873.

Industrie gleichzeitig durch Elkington begründet, dessen Bedeutung in technischer, künstlerischer und kommerzieller Beziehung dem ersten Haus nicht nachsteht.“

Diese Aussage gibt eine Möglichkeit, um auf das von Haegele angewandte Verfahren zu schließen. Dabei ist wohl entscheidend die Frage, ob Haegele zur Stromerzeugung chemische Batterien oder bereits Maschinen anwandte. Es ist aus verschiedenen Unterlagen bekannt, daß sowohl Christofle wie Elkington bereits seit der Mitte der 40er Jahre mit elektrischen Maschinen arbeiteten, von Christofle wissen wir auch, daß er um 1870 elektromagnetische Maschinen der Bauart Wilde verwendete. Haegeles deutliche Gleichsetzung seines eigenen Verfahrens mit diesen beiden Firmen läßt den wohl sicheren Schluß zu, daß auch er mit Maschinen arbeitete.

11 GENERATOR von Schwerdt und Scharnweber, Karlsruhe, ab 1883 von der Elektrotechnischen Fabrik Cannstatt übernommen.



Ob er dieses Verfahren direkt von Christoffe übernommen hat oder ob er erst später, etwa durch die Erfolge Grammes in Wien, dazu angeregt wurde, muß offen bleiben. Die starke Ausweitung des Geschäftes im Jahre 1873 durch den Ankauf zweier Fabriken, die erste noch vor der Eröffnung der Wiener Weltausstellung, läßt wohl auf eine Verwendung von Anfang an schließen.

Die erhaltenen Akten der Firma A. Ritter & Co. befassen sich in erster Linie mit Finanzierungsproblemen, technische Aspekte sind kaum angesprochen. Aus dem Brandversicherungskataster, beglaubigter Auszug vom 7. Mai 1880, geht jedoch hervor, daß zu dieser Zeit zwei elektromagnetische Maschinen vorhanden waren, die mit je 500 Mark bewertet wurden. Diese beiden Maschinen sind auch im Inventar der von Esslingen nach Geislingen überführten Anlagen aufgeführt.

Es muß offen bleiben, ob diese Maschinen bereits von Anfang an vorhanden waren. Für diesen Ansatz spricht der relativ geringe Wert von 500 Mark, der auf ältere Maschinen deutet. Nichts in den erhaltenen Unterlagen der Firma spricht auch davon, daß in der Zeit zwischen 1872 und 1880 eine wesentliche Umstellung vorgenommen worden wäre, die Firma hatte um 1875 im Zuge der Gründerkrise ohnehin erhebliche Schwierigkeiten, die tiefgreifendere Veränderungen, wie die Umstellung von chemischen Batterien auf Maschinen, nicht gerade wahrscheinlich sein lassen. Von der technischen Seite aus ist es auch durchaus möglich, daß die beiden im Parterre und im 1. Stock des Gebäudes 20b aufgestellten Maschinen über die dorthin laufende Transmission von der Dampfmaschine der Firma aus angetrieben wurden.

Mit einiger Vorsicht kann deshalb die Aussage gewagt werden, daß die erste Verwendung elektrischer Maschinen zur Stromerzeugung bei der Firma A. Ritter & Co. in Esslingen ab 1872 stattgefunden hat.

Ein Einfluß der königlichen Zentralstelle für Gewerbe und Handel scheidet wohl mit Sicherheit aus. Die Firma A. Ritter & Co. trat auf der Weltausstellung Wien 1873 selbst als Aussteller auf, Carl Haegle hatte dort in jedem Fall die Möglichkeit, sich selbst an Ort und Stelle zu informieren.

Es ist auch wenig wahrscheinlich, daß zwischen A. Ritter & Co. und der königlichen Zentralstelle im Jahre 1875 engere Verbindungen bestanden. Gerade um diese Zeit wurde von der Zentralstelle ein Prozeß mit der Firma Ritter geführt, bei welchem es um die Bezahlung von Leergut, das die

Zentralstelle für die Wiener Weltausstellung zur Verfügung gestellt hatte, ging.

Maschinen der Firma C. u. E. Fein

Nicht zur württembergischen Entwicklung im engeren Sinn wird üblicherweise eine elektrische Maschine gerechnet, die Wilhelm Emil Fein in den Jahren 1867/68 entwickelte. Die Entwicklung und erste öffentliche Präsentation auf der Landesgewerbeausstellung 1869 erfolgte in Karlsruhe. Da es sich bei Fein jedoch um einen Stuttgarter handelt, der seine Firma 1869 von Karlsruhe nach Stuttgart verlegte, mag die Betrachtung in diesem Rahmen gestattet sein.

Wilhelm Emil Fein, geboren 1842, absolvierte eine Mechanikerlehre in der Mechanikerwerkstätte von Julius Geiger in Stuttgart. Schon dort muß er mit elektrotechnischen Problemen in Berührung gekommen sein, 1858 baute er für eine Lehrlingsausstellung das Modell eines Morse-Telegraphen-Apparates. Später ging er auf Wanderschaft, um seine Kenntnisse zu erweitern. Dabei hielt er sich 1866 auch in London auf und lernte dort die von Henry Wilde konstruierte, weiter oben erwähnte, elektrodynamische Maschine kennen. Er soll dort auch den Vorführungen von Charles Wheatstone beigewohnt haben, der 1867 seine fast zeitgleich mit Siemens erfundene dynamoelektrische Maschine vorstellte.

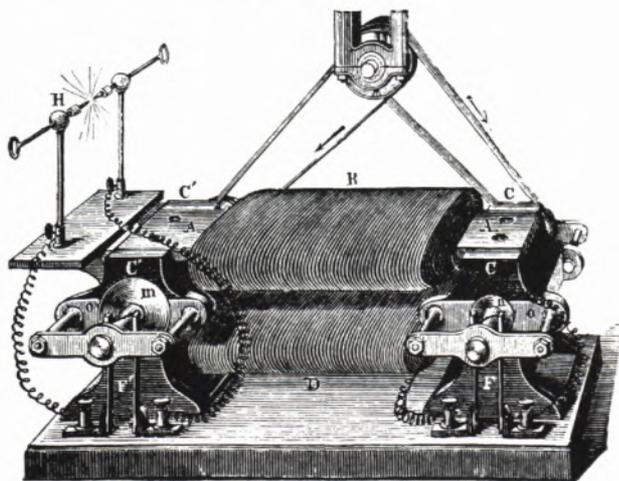
Im selben Jahr 1867 gründete er eine mechanische Werkstätte in Karlsruhe, in der er physikalische Instrumente herstellte. Noch im Juli 1867 konstruierte er seinen ersten elektrischen Generator.

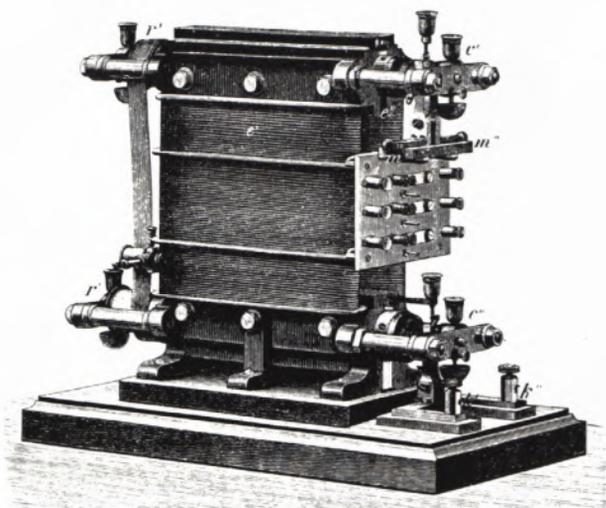
Diese Maschine wird in der Literatur als Dynamomaschine bezeichnet. Robert Gundel vertrat in einem Vortrag im Jahre 1933 die Meinung, es handle sich um eine Maschine von der „Bauart Ladd“. Auch dies wäre eine Dynamomaschine gewesen. Doch hier dürfte es sich um einen Irrtum handeln, denn die Ladd-Maschine hatte zwar zwei Induktoren, jedoch eine völlig andere Anordnung. In einer Beschreibung, welche Berthold Fein im Jahre 1934 gibt, wird ausdrücklich gesagt: „Dies veranlaßte ihn noch im Juli 1867 zur Konstruktion einer solchen, deren Leistungsfähigkeit er dadurch erhöhte, daß er drei Zylinderinduktoren, welche durch einen Motor gemeinschaftlich betrieben wurden, zu einem System vereinigte. Der eine Teil dieser Maschine, welcher zwei horizontal gelagerte Zylinderinduktoren enthält, ist in der historischen Ausstellung (1934) enthalten.“ Demnach war der dritte Induktor um diese Zeit bereits verlorengegangen.

Vergleicht man die Abbildung der Maschine Feins mit der von Wilde, so zeigt sich eine weitgehende Übereinstimmung. Unter dem dritten, verlorenen Induktor kann daher auf den ersten Blick kaum etwas anderes verstanden werden als die separate Erregermaschine. Dies ist jedoch ein Trugschluß. Die Beschreibung der Maschine bei W. E. Fein, *Elektrische Apparate, Maschinen und Einrichtungen*, Stuttgart 1888, Seite 1ff. zeigt, daß der erhaltene Teil der Maschine nicht der eigentliche Stromerzeuger ist, sondern die Erregermaschine selbst. Fein wandte hier ein sonst kaum zu beobachtendes Prinzip an, er kombinierte zwei vollkommen getrennte, jedoch gemeinsam angetriebene Maschinen. Dabei ist die erste Maschine, der erhaltene Teil mit den beiden Zylinderinduktoren, die bereits als Dynamomaschine ausgelegte Erregermaschine, die zweite Maschine dagegen der eigentliche Stromerzeuger, der von der ersten Maschine her fremderregt wird.

Man mag diese Konstruktion als etwas eigenwillig bezeichnen, sie ist es in Wirklichkeit jedoch nicht. Eine nähere

12 DYNAMOMASCHINE von Ladd, London 1867.





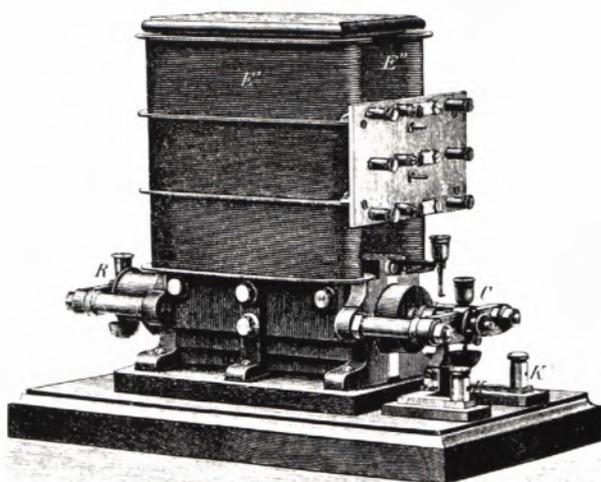
13 ERHALTENER TEIL von Feins erster Maschine, Karlsruhe 1867. Es handelt sich um eine als Erregermaschine verwendete Dynamomaschine.

Betrachtung des erhaltenen Maschinenteils zeigt, daß jede einzelne Windung separat auf ein Klemmbrett herausgeführt wurde, es waren so also alle denkbaren Schaltungskombinationen möglich. Fein hatte die Elemente der Maschine auseinandergezogen, um bessere Experimentiermöglichkeiten zu haben, in der Tat ist das ganze Aggregat auch eher für Versuchszwecke als für den praktischen Betrieb gedacht.

Einen Erfolg brachte die Präsentation auf der Landesgewerbeausstellung Karlsruhe 1869 jedoch nicht. Berthold Fein sagt dazu: „So ehrenvoll aber die Anerkennungen waren, die der junge Geschäftsmann hiermit erntete, es waren nach seinen eigenen Worten ‚Experimente, die nichts einbrachten‘, denn die Erzeugung der Elektrizität war auf diesem Weg noch viel zu teuer, als daß sie für größere Kraftleistungen in Betracht gekommen wäre. Er verschob den Dynamobau auf spätere Zeiten und gab sich mit frischem Mut den Arbeiten auf dem Gebiete des Schwachstroms hin, wo er ein weites Feld für die Betätigung seiner Erfindergabe vorfand.“

1869 verlegte er seine Werkstatt nach Stuttgart, wo er sich auf dem Gebiet der Telegrafentechnik, des Feuermelde- und des Telefonwesens bald eine geachtete Position schaffte. Um 1880 nahm er die Konstruktion elektrischer Generatoren wieder auf, nun mit Dynamomaschinen und unter Verbesserung der Grammeschen Konstruktion. Auf der Württembergischen Landesgewerbeausstellung des Jahres 1881 trat er damit an die Öffentlichkeit und demonstrierte elektrische Beleuchtung und elektrische Kraftübertragung.

In den folgenden Jahren nahm der Dynamobau bei C. u. E. Fein, wie die Firma nun hieß, einen bedeutenden Aufschwung, 1892 wurde die 1000., 1906 die 10000. Maschine gebaut. Daneben wurde auch der Bau elektrischer Anlagen im großen Umfang betrieben. C. u. E. Fein gehörte zu den Firmen, denen Württemberg in der Zeit vor 1900 seine Stellung als eines der Zentren der deutschen Elektroindustrie verdankte.



14 VERLORENER TEIL der ersten Maschine Feins. Es handelt sich um den eigentlichen Generator.

Zusammenfassung

Die vorgelegten Ausführungen dürften den eindeutigen Beweis liefern, daß die Erhaltung technischer Kulturdenkmale, in diesem Fall früher elektrischer Maschinen, von hohem Wert für die Forschung ist. In den drei vorgelegten Fällen der Gramme-Maschine, der Baur-Maschine und der Maschine von Fein sind die Originale erhalten. Hier ist somit auch eine eindeutige Aussage möglich. Nicht erhalten sind die Originalmaschinen der Firma A. Ritter & Co., hier ist auch keine endgültige Aussage möglich, der vorgelegte Schluß ist nicht zwingend.

An sonstigen Einflüssen in Württemberg sind aus dem Jahr 1879 zwei Beleuchtungsanlagen von Siemens zu nennen, denen die groß angelegte Beleuchtung des Stadtgartens zur Landesgewerbeausstellung 1881, ebenfalls durch Siemens, folgen sollte. Festzustellen sind auch unmittelbare amerikanische Einflüsse, so die Verwendung von Brush-Maschinen bei Schäffer in Göppingen, von Edison-Maschinen im September 1883 bei der Wollwarenfabrik Ferdinand Gröber in Neufra und vereinzelt anderen. Doch diese Anwendungen sind bereits relativ spät.

Für den Bereich der Landesgeschichte ist die Feststellung wichtig, daß in allen aufgezeigten Fällen die Einflüsse zur Einführung elektrischer Maschinen nicht vom damaligen Zentrum der Elektrotechnik, Berlin, sondern von Frankreich und von England ausgingen. Die spätere Zuwendung zur Reichshauptstadt Berlin hatte um diese Zeit noch nicht stattgefunden. Die ist zwar auch aus anderen Bereichen bekannt. Es mag jedoch als Beitrag zur Kenntnis der Situation jenes Jahrzehntes gelten, daß die alte Bindung an den Westen, vor allem nach Paris, auch auf dem noch so neuen und neuen Eindrücken aufgeschlossenen Gebiet der Elektrotechnik weiter bestand.

Dipl.-Ing. Dr. phil. Wolfgang Leiner
Sonnenbergstraße 72
7000 Stuttgart 1



Gerhard Fingerlin: Eine römische Villa unter der Martinskirche von Müllheim, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald

Die Martinskirche von Müllheim (Abb. 1), seit 1881 profaniert und später als Festhalle benutzt, steht schon lange im Blickpunkt landesgeschichtlichen Interesses. Dazu haben die Reste bedeutender Wandmalereien in der Eingangshalle beigetragen, ebenso die ursprünglich zahlreicher als heute vorhandenen Epitaphien, unter denen das Renaissancegrabmal der Familie Habsberg hervorzuheben ist; nicht zuletzt ist aber auch das Kirchenpatrozinium des Heiligen Martin von Tours von Wichtigkeit, das den Gedanken an einen merowingerzeitlichen Gründungsbau nahelegt und damit auch eine gewisse Bedeutung der zugehörigen Ortschaft im Frühen Mittelalter signalisiert. Gründe also genug für den Entschluß der Freiburger Denkmalpflege, vor dem Beginn umfangreicher Restaurierungs- und Wiederherstellungsarbeiten eine systematische Untersuchung des Innenraumes der Kirche zu planen. Hier galt es die seltene Chance zu nutzen, ohne den sonst unvermeidlichen Zeitdruck den Untergrund des heute noch stehenden Baues mit archäologischen Mitteln zu erforschen und die historischen Erkenntnismöglichkeiten auszuschöpfen, die der Boden an dieser Stelle im Schutz immer wieder erneuerter Kirchenbauten bewahrt haben mußte.

Ein erster Vorbericht über die 1980 durchgeführten Grabungen erschien in Heft 2, 1981, von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ (M. Schmaedecke, P. Schmidt-Thomé, Ausgrabung in der ehemaligen Martinskirche in Müllheim).

Dieser Artikel informiert im wesentlichen über die Ergebnisse zur mittelalterlichen Baugeschichte und geht nur andeutungsweise – „vormittelalterlicher Sarkophag“ – auf die Situation im Frühen Mittelalter ein, die erst nach der Aufarbeitung des Fundmaterials mit größerer Sicherheit beurteilt werden kann. Auch in diesem zweiten Vorbericht bleibt deshalb die geschichtlich besonders interessante Phase der Merowinger- und Karolingerzeit außer Betracht. Dagegen ist es jetzt schon möglich, die bisher nur knapp angesprochenen römischen Baureste näher zu betrachten und Überlegungen anzustellen, warum in Müllheim – wie auch andernorts – die Gründung eines christlichen Gotteshauses auf den Trümmern einer römischen *villa rustica* erfolgt ist.

Schon vor dem Beginn der Grabungen in St. Martin stand fest, daß sich die Kirche auf antikem Untergrund erhebt. Bei Ausschachtungen vor der südlichen Außenwand war eine römische Kulturschicht zutage gekommen, die auf nahegelegene Siedlungsreste hinwies.

Dieses Wissen hat mit zu der Entscheidung beigetragen, die Kirche in Müllheim möglichst vollständig zu erforschen, bevor sie auf lange Zeit durch Restaurierung und neue Nutzung dem archäologischen Zugriff entzogen sein wird.

Bei den Ausgrabungen fanden sich schon in den oberen Schichten immer wieder einzelne römische Fundstücke, vor allem Bruchstücke von Dachziegeln; deutliche Anzeichen

für ein wohl größeres römisches Gebäude. Erst in beträchtlicher Tiefe stieß man dann aber tatsächlich auf die Mauern, die sich unter sehr hohen Aufschüttungen vorzüglich erhalten hatten (Abb. 2). Im allgemeinen sind römische Gebäude hierzulande nur noch in ihren untersten Fundamentlagen erhalten, weil nach dem Abtragen des noch brauchbaren Baumaterials der Pflug über die Ruinen hinwegging und alles „aufgehende“ Mauerwerk zerstört hat. In Müllheim hat die Topographie des Moränenhügels, auf dem der römische Bau angelegt worden war, seine Erhaltung begünstigt: Wegen des ursprünglich ziemlich steilen Abfalls nach Süden mußte das Gelände in nachrömischer Zeit stark aufgeschüttet werden, um für die frühmittelalterlichen Kirchenbauten ein in der Größe ausreichendes und ebenes Terrain zu schaffen. In freien Ackerfluren wäre die Villa von Müllheim mit Sicherheit wie viele andere vergleichbare Anlagen der späteren landwirtschaftlichen Nutzung zum Opfer gefallen.

Was sich im Schutz der Kirche erhalten hat, ist allerdings nur ein Ausschnitt aus einer sehr viel größeren Anlage, die mit Sicherheit aus mehreren Gebäuden bestand. Freigelegt wurden Teile des Wohnhauses (Abb. 3), das um einen großen, viereckigen und offenen Innenhof errichtet war: Ein langes Stück des relativ schmalen, südlichen Traktes (Breite 4,5 m) und der Ansatz des Westflügels, der als Haupt- und Eingangstrakt vermutlich mit einer besonders schönen Ausseiffassade versehen war. Dieser Teil allerdings liegt hauptsächlich unter dem Turm, bzw. vor dem Haupteingang der Kirche, wo genauso wenig wie unter dem nördlich anschließenden Parkplatz gegraben werden konnte. So bleiben

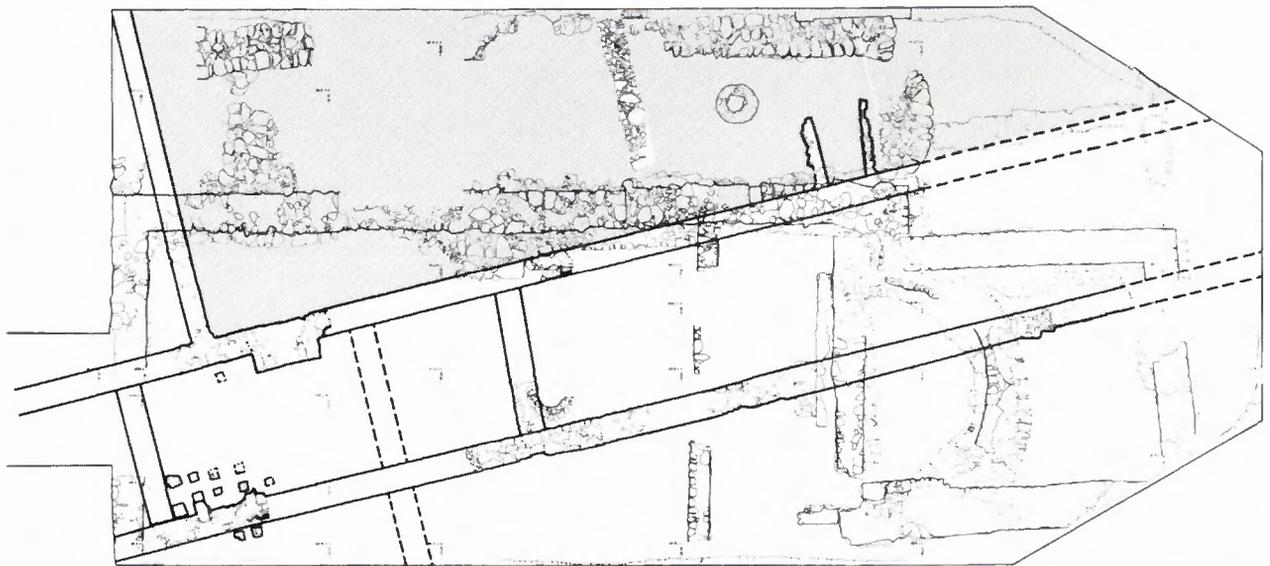
manche Fragen zu Form und Größe des Baues vorläufig noch offen. Sicher ist allerdings jetzt schon, daß dieses Wohnhaus zu den größten hierzulande bekannten römischen Bauten zählt, daß es Kernstück und Mittelpunkt eines der bedeutenderen römischen Landgüter in unserem Gebiet gewesen ist. Hinweise auf eine „herrschaftliche“ Ausstattung fanden sich in Form von Mosaiksteinen und Resten von Wandmalereien in den ehemaligen Wohnräumen. Auch für Komfort war hinreichend gesorgt: Im Südwesteck der Kirche wurde ein boden- und wandbeheiztes Zimmer freigelegt, bei dem die Heizung von der Hofseite her vorgenommen wurde. Von dort führte ein Heizkanal in einen Hohlraum unter dem Fußboden, durch hohle Wandziegel konnten Rauch und Heißluft nach oben abziehen.

Ein zweiter, ebenfalls mit einer solchen Hypokaustheizung versehener Raum schließt sich im Süden an (Abb. 3). Ungeöhnlich sind zwei Kellerräume – beide vom Innenhof her durch Treppen oder Rampen zugänglich – die unter dem Südtrakt angelegt waren. Meist enthält eine römische Villa nur *einen* Kellerraum, während wir hier – nach dem jetzt vorliegenden Befund – doch mit mindestens drei bis vier Kellern rechnen müssen. Leider konnten diese Kellerräume, die teilweise durch wertvolle mittelalterliche Bausubstanz überlagert sind, nur z. T. ausgegraben werden. Trotzdem kamen gerade hier interessante, für die Zeitbestimmung des Gebäudes wichtige Funde zum Vorschein.

Der Seitenflügel ist auf eine Länge von 26 m nachgewiesen. Rechnen wir noch mindestens 8 m Breite der östlichen und westlichen Bauteile hinzu, kommen wir auf eine Gesamtlän-



2 MÜLLHEIM, St. Martin. Die Orientierung des tiefer gelegenen römischen Gebäudes weicht deutlich von den jüngeren Kirchenfundamenten ab.



3 MÜLLHEIM, St. Martin. Schematischer Grundrißplan mit den römischen und mittelalterlichen Baubefunden.

ge von wenigstens 42 m. Zwar läßt sich die Breite nicht abschätzen, doch wird allein schon aus dem Längenmaß die respektable Größe dieses Wohngebäudes ersichtlich.

Zu einem römischen Landgut gehört aber nicht nur ein Wohnhaus, selbst wenn in ihm Kellerräume und Wirtschaftsräume untergebracht sind. Vollständig ergrabene Anlagen zeigen, daß bis zu zehn und mehr einzelne Bauten zu einer solchen Wohn- und Wirtschaftseinheit gehörten: Dazu zählen verschiedene Ökonomiegebäude, Stallungen, Werkstätten, Gesindehäuser, meist ein isoliert stehendes Badegebäude mit Anlagen für die Wasserversorgung und schließlich ein Tempel. Das Ganze wurde in der Regel durch eine Hofmauer eingefabt, die sowohl eine praktische wie auch eine rechtliche Eingrenzung bildete.

Als Besitzer einer solchen großen *villa rustica* kommt nur eine wohlhabende römische Familie in Betracht, die ihre wirtschaftlichen Grundlagen wahrscheinlich nicht nur in der Landwirtschaft besaß. In Müllheim bietet sich eine Verbindung mit dem nahen Badenweiler an, das bekanntlich in römischer Zeit ein Bade- und Kurort von großer Bedeutung war. Auch an die relativ nahe gelegene römische Stadt von Augst (Augusta Raurica) können wir in diesem Zusammenhang denken. Vielleicht war der Besitzer dieser Villa ein reicher Kaufmann oder ein hoher Verwaltungsbeamter aus Augst, der seinen landwirtschaftlichen Betrieb in Müllheim durch einen Verwalter oder Pächter betreiben ließ und der nur gelegentlich selbst mit seiner Familie auf seinem Landsitz – zumeist im Sommer – residierte. Von der Villa bei Laufenburg am Hochrhein beispielsweise wissen wir durch eine Inschrift, daß sie von einem Pächter bewirtschaftet wurde.

Mit Sicherheit wurde in der *villa rustica* in Müllheim, zu der ausgedehnte Ländereien gehörten, nicht nur die Grundnahrungsmittel für den Eigenbedarf produziert, sondern ein beträchtlicher Überschuß an landwirtschaftlichen Erzeugnissen erzielt, die für einen größeren Abnehmerkreis bestimmt

waren, möglicherweise wieder in Augst oder Badenweiler. Daneben gab es in diesen großen Gutshöfen auch manufakturartig betriebene Werkstätten, z. B. Schmieden und Töpfereien, doch haben wir dafür unter den Funden aus Müllheim noch keine Anhaltspunkte.

Mit einer römischen Villa unter der altehrwürdigen Martinskirche gehört Müllheim zu einer Reihe von anderen Plätzen, in denen sich ein ähnlicher Zusammenhang zwischen römischer und mittelalterlicher Geschichte hat nachweisen lassen: gerade Kirchen, die durch ein frühes Patrozinium, wie St. Martin, St. Peter, gekennzeichnet sind, stehen sehr häufig auf römischem Ruinengelände. Diese Beobachtung ist nicht einfach als Zufall abzutun; vielmehr scheinen wir hier Belege für eine Rechtstradition zu haben, die aus der Römerzeit über die Völkerwanderungszeit hinweg hinüberwirkte ins Frühe und Hohe Mittelalter. Wahrscheinlich wurden die römischen Gutshöfe mit ihren gepflegten, gut bewässerten und durch Wege erschlossenen Äckern und Feldern bei der Einwanderung der Alamannen von adligen Familien in Besitz genommen. Ihre christlich gewordenen Nachfahren stifteten dann, Jahrhunderte später, gerade diese Besitzungen gerne an die Kirche, die auf dem alten römischen Ruinengelände nicht nur einen „prominenten“ Bauplatz, sondern auch gleich das Baumaterial für die ersten Steinkirchen zur Verfügung hatte. Beispiele aus der Umgebung sind die Kirche von Fischeningen bei Lörrach, und, weiter nördlich, die St. Peterskirche von Burgheim bei Lahr. Ein weiteres Mal hat sich damit in Müllheim erwiesen, daß die geschichtliche Entwicklung des Mittelalters bis hin zur Neuzeit auf den Voraussetzungen beruht, die schon in römischer Zeit geschaffen worden sind.

Dr. Gerhard Fingerlin
LDA · Bodendenkmalpflege
Adelshäuser Straße 33
7800 Freiburg im Breisgau

Finden statt erfinden

Farbleitplanung in historischen Bereichen hat sich immer auch mit Kulturdenkmalen in ihrem äußeren Erscheinungsbild auseinanderzusetzen.

Daraus ergibt sich ein spezielles Interesse der Denkmalpflege an der Mitwirkung bei Farbleitplänen.

Ziel der Denkmalpflege ist dabei, daß sich Farbleitpläne an den Ergebnissen einer Befunderstellung der historischen Farbigeit orientieren.

Deshalb erschien es konsequent, die Befunderfassung auf einen gesamten historischen Stadtkern wie Besigheim auszu-dehnen und in ihrer Konsequenz auf die Farbleitplanung darzustellen. Aber nicht nur Stadtkerne sind hierbei geeignete Objekte, sondern ebenso dörfliche Kernbereiche. Nicht nur Fachwerkgebäude wie in Besigheim mit ihrem besonderen malerischen Reiz sind in ihrer historischen Farbigeit zu berücksichtigen, sondern ebenso auch Putzbauten.

Daß ein solches Vorhaben in Besigheim durchgeführt werden konnte, ist der Initiative des Restaurators Wengerter zu ver-danken, der in seiner Heimatstadt Besigheim versucht hat, neue Wege der Farbleitplanung einzuschlagen. Als hilfreich erwies sich das Verständnis der Stadtverwaltung, des Gemeinderats und auch der Hauseigentümer.

Ulrich Gräf: Denkmalpflegerische Gesichtspunkte zur Rückgewinnung historischer Farbigeit in einem Farbkonzept

Wenn wir es heute nicht schaffen, im Zuge von Umnutzungen, die sehr stark in die Substanz eines Gebäudes eingreifen, wenigstens die vorgefundenen Zustände zu dokumentieren, so bleibt zukünftigen Generationen keine Möglichkeit mehr, ein Gebäude in seinen historischen Veränderungen nachzuvollziehen.

Eine „Verbesserung“ der geschichtlich gewordenen Zustände am Baudenkmal kann dabei nicht das Ziel der Denkmalpflege sein. Anliegen der Denkmalpflege ist vielmehr das Erhalten des überkommenen Gebäudes auch in seinen wichtigen historischen Veränderungen, immer unter der Voraussetzung des wirtschaftlich Zumutbaren.

Zur Abklärung der Gebäudezustände und -veränderungen ist eine restauratorische Untersuchung notwendig, die alle Abläufe von Veränderungen auch in der Farbigeit dokumentiert. Die Untersuchung durch den Restaurator gibt Aufschluß über die verschiedenen Farbfassungen und führt zu einer begründeten farblichen Fassung, z. B. des Fachwerks, bei Instandsetzungsmaßnahmen.

Bisher wurde in den meisten Fällen von Farbleitplänen versucht – so auch in Besigheim –, ein farbliches Konzept zu entwickeln, das, von der Vielfarbigeit ausgehend, die städtische Komposition nachzeichnet. Es sollte der Charakter des Straßenraumes mit seinen Rücksprüngen, Staffelungen oder Verengungen und Erweiterungen betont werden, indem der Blick auf einen besonderen Punkt, wie z. B. ein Gebäude oder einen Brunnen, gelenkt wurde, den man dann farblich in bestimmten Farbabfolgen nochmals heraus hob.

Demgegenüber steht das Konzept, ein stadtgeschichtlich wertvolles Gebäude, zumeist ein Kulturdenkmal im Sinne des Denkmalschutzgesetzes, um dessen möglichst originale Erhaltung man sich bemüht hat, in seiner historischen Farbigeit zu zeigen. Dies kann u. U. bis hin zu Farbtönen und -kombinationen führen, an die man sich oft erst wieder „gewöhnen“ muß, wie z. B. viele Besigheimer Bürger meinen.

Es geht hier darum, die Originalität vergangener Bau-meister- und Handwerkerleistung zu zeigen im Unterschied zum Modisch-Originellen. Das historische Stadtbild ist ein ungeeignetes Objekt für modische Experimente.

Gebäude, die, wie im folgenden von Horst Wengerter dargestellt, in der Mehrzahl aus dem 16. Jahrhundert stammen und den mittelalterlichen Charakter des Stadtkerns repräsentieren, wurden auch in einem früheren Farbleitplan farblich betont.

Nur ergibt sich jetzt die Farbigeit aus dem Befund der Untersuchungen des Restaurators und setzt somit die farblichen Schwerpunkte, die die mögliche Farbpalette von Nachbargebäuden, neueren und stark veränderten, unbedeutenderen Gebäuden, beeinflußt. Dabei muß nicht auf die Vielfarbigeit des Ortsbildes, wie vielleicht befürchtet, verzichtet werden.

Am Beispiel Besigheim zeigt sich jetzt schon ein Zusammenhang von farblichen Schwerpunkten an Fachwerkgebäuden, der Rückschlüsse auf den geschichtlichen Werdegang der Stadtbebauung zuläßt. Mit dem vorliegenden Farbkonzept wird also kein rezepthaftes Gestaltungskonzept vorgegeben, sondern eine mit der ständig fortschreitenden Gebäudemodernisierung einhergehende Weiterführung und Festlegung der untersuchten historischen Farbigeit.

Angemerkt werden muß an dieser Stelle noch, daß auch eine Farbigeit nach Befund nicht zum Dogma erhoben werden darf. Die Denkmalpflege hat die Aufgabe, auf historisch stimmige und begründbare Farbigeit zu achten und die Voraussetzungen für ihre Verwirklichung zu erreichen. Dabei wäre es nicht sinnvoll, den Hauseigentümer aus dem Entscheidungsprozeß auszuklammern, da er auch im Falle von ungewohnter Farbigeit mit dem Erscheinungsbild seines Hauses langfristig leben muß. In der Beratung durch Landesdenkmalamt, Stadtverwaltung und untersuchenden Restaurator müssen dem Eigentümer die geschichtlichen Zusammenhänge an seinem Gebäude in

Verbindung mit dem äußeren farblichen Erscheinungsbild aufgezeigt werden, damit eine einvernehmliche Farbgestaltung gefunden wird.

Besonders hervorzuheben ist, daß ein Farbkonzept wie das hier beschriebene nicht ohne planerische Voraussetzungen erfolgen kann. Aus der Sicht der Denkmalpflege müssen planerische Grundlagen geschaffen werden, die eine Einbindung eines Farbkonzeptes in den Planungsprozeß zulassen. Am Beispiel Besigheim sollen notwendige planerische Schritte aufgezeigt werden.

Der Grundstein zu dem heute Erreichten wurde in Besigheim durch den städtebaulichen Rahmenplan gelegt, der die Erhaltung der charakteristischen Altstadtbebauung als Ziel vorsieht. Parallel dazu erfolgte die Erarbeitung einer Gestaltungssatzung, die Verunstaltungen im äußeren Erscheinungsbild der Bebauung zu verhindern trachtet.

Mit der Ausweisung eines Sanierungsgebietes nach Städtebauförderungsgesetz wurde im Sinne von Objektsanierung viel des ursprünglich sichtbaren, später verputzten Fachwerks wieder freigelegt, parallel zu Modernisierungsmaßnahmen. Die Untersuchung der Farbigekeit an Gebäuden sowie die Beratung durch den Restaurator ist inzwischen in die Sanierungsplanung integriert und wird vom Landes-

denkmalamt zusätzlich beratend unterstützt. Aber auch außerhalb des Sanierungsgebietes wird ähnlich verfahren, indem zu Beginn einer geplanten Maßnahme an Gebäuden die entsprechenden Untersuchungen und Beratungen erfolgen.

Über die Bedeutung des Stadtkerns von Besigheim gibt die Begründung zur Gesamtanlagenschutzverordnung nach § 19 Denkmalschutzgesetz Aufschluß, die vom Landesdenkmalamt vorgeschlagen und im September 1981 vom Gemeinderat der Stadt Besigheim beschlossen wurde. Das vorliegende Farbkonzept unterstützt dabei wesentlich die Bemühungen der Denkmalpflege, das äußere Erscheinungsbild, wie es in der Gesamtanlagenschutzverordnung beschrieben ist, zu erhalten.

Es muß also versucht werden, bei zukünftigen ähnlichen Vorhaben ein derartiges Farbkonzept rechtzeitig in die Planungsprozesse zu integrieren. Nur so kann es auch sinnvoll verwirklicht werden.

*Reg.-Baumeister Ulrich Gräf
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Eugenstraße 7
7000 Stuttgart 1*

Horst Wengert: Rückgewinnung historischer Farbigekeit in der Altstadt von Besigheim

Als Gründung und Vorposten der badischen Markgrafen erlebte Besigheim seine Blüte von der Gründung um 1200 an bis etwa 1600, obwohl es von 1463 bis 1595 fünf Herren dienen mußte (Pfalz 1463, Württemberg 1504, Schwäb. Bund 1519, Österreich 1520, Baden 1529 und dann ab 1595 endgültig Württemberg). Aber gerade aus dieser Zeit ist die wichtigste Bausubstanz der Bürgerhäuser Besigheims erhalten. Nach 1600 verlor Besigheim unter der Herrschaft Württembergs an Bedeutung. Seit dieser Zeit entstanden nur unbedeutende Bauten im Gegensatz zur Nachbarstadt Bietigheim, die als württembergische Gründung vermutlich die Aufgaben Besigheims übernahm.

Die Bausubstanz in der Altstadt Besigheims zeigt bei den Fachwerkaufbauten eine stattliche Anzahl von Objekten aus dem 15. und 16. Jahrhundert, weniger Bauten aus dem 17. Jahrhundert. Die noch über den Kellerbogen und Eingängen der Sockelgeschosse erhaltenen Jahreszahlen geben hauptsächlich die Periode von 1440 bis 1600 an. Die Altstadt ist mit Objekten aus anderen Zeit- und Stilperioden wenig durchsetzt. Eine größere Gruppe bilden Bauten, deren Substanz in jüngerer Zeit durch unsachgemäße Reparaturen und Umbauten entweder verlorengegangen oder aber überdeckt worden war. Sie haben so ihren spezifischen Charakter eingebüßt bzw. können ihn nicht mehr zeigen. Komplette erhaltene Straßenzüge oder Häuserblöcke in einem einzigen Baustil gibt es kaum. Die Bausubstanz ist organisch im Laufe der Zeit gewachsen. Außer Brandverlusten vor 1900 im Südbereich des Marktplatzes und einigen Abrißverlusten zeigt das Stadtbild im Kernbereich noch keine Flächenverluste an älterer Bausubstanz. Der ältere Baubestand hat den 30jährigen Krieg ohne große Schäden überstanden. Aus romanischer Zeit haben sich nur die beiden Rundtürme am oberen und

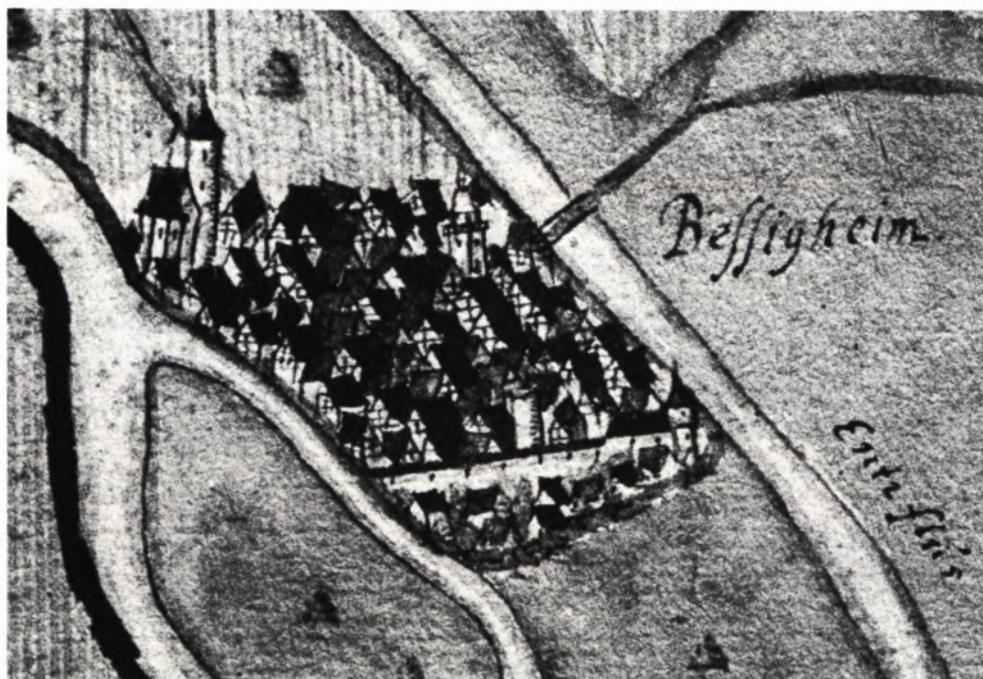
unteren Ende der Stadt, das spätromanische Steinhaus und Teile der ehemaligen Stadtbefestigung erhalten. Die Kirche stammt aus dem 14. und 16. Jahrhundert. Mit der Kelter aus dem 17. Jahrhundert und dem Rathaus von 1450 sowie den zahlreichen erhaltenen alten Weinbauernhäusern prägen diese Bauten das Stadtbild, dessen Enziansicht weithin bekannt ist. Insgesamt hat die Altstadt den Charakter einer mittelalterlichen Stadtanlage bewahren können.

Der Plan zur Rückgewinnung der historischen Farbgestaltung in der Altstadt von Besigheim

Die Untersuchung der farbigen Fassungen des Rathauses und einiger Häuser durch den Verfasser ergab, daß sich ein bestehender Farbleitplan nicht in eine Konzeption für die erhaltende Erneuerung der Altstadt einfügen ließ, die von denkmalpflegerischen Zielen wesentlich mitbestimmt ist. Angesichts dieser Situation ist es der Aufgeschlossenheit der Besigheimer Stadtverwaltung und des Gemeinderats zu verdanken, daß der Verfasser beauftragt wurde, ein Farbleitplankonzept auszuarbeiten, das auf den in Besigheim vorhandenen Farbbefunden aufbaut. Dies ermöglicht es, mit der erhaltenden Erneuerung der Altstadt auch die historische Farbigekeit des alten Stadtbildes zurückzugewinnen. Das Farbleitplankonzept, das hier vorgestellt werden soll, besteht aus einem Modell im Maßstab 1:100. Dieses Modell baut auf folgenden Überlegungen und Untersuchungen auf:

Die Bauten aus der Zeit von etwa 1450 bis 1600, die in besonderem Maße stadtbildprägend sind, stehen im Mittelpunkt. Älterer Bestand wie das Rathaus und die Stadttürme setzt Akzente. Jüngere Bauten, die vereinzelt vorhanden sind, müssen dennoch ihr eigenes Gesicht wahren. Dies gilt entsprechend für ältere Substanz, die im Laufe der Zeit

1 BESIGHEIM, Kreis Ludwigsburg. Ansicht von 1684 auf der Forstkarte Nr. 100 von Andreas Kieser (Feder koloriert).



mehrfach umgebaut und überformt wurde. Die Gebäude des Historismus aus der Zeit von 1900 gleichen sich durch ihre Formen an und können mit Berücksichtigung ihrer alten Farbigkeit die Stellung im Stadtensemble behalten. Zum Teil dokumentieren sie Lücken im älteren Gebäudebestand, die durch Brände um 1900 entstanden waren. Durch Umbauten entstellte und nichtssagende Häuser sollen Farbtonungen erhalten, die sie in ihre Umgebung einbinden. Wie aus alten Ansichten ersichtlich ist, dominierten im Stadtbild Sichtfachwerkbauten, die heute zum Teil verputzt sind (Stadtansicht von Merian 1643, Kieser'sche Forstkarte 1684, Ölgemälde und Ansichtskarten vorwiegend aus dem 19. Jahrhundert). Ziel der erhaltenden Erneuerung ist es unter anderem, diesen Zustand wiederzugewinnen.

„Fixpunkte“ des Konzeptes waren die Ergebnisse, die der Verfasser durch die Untersuchung der farbigen Fassungen am Rathaus und an verschiedenen Bürgerhäusern gewonnen hatte und die thermographischen Aufnahmen einiger Gebäude, die Klarheit über Fachwerk bringen sollten, das unter Putz lag.

Diese vorhandenen Ergebnisse wurden durch die Bestimmung der Giebelfachwerke jedes einzelnen Hauses nach Entstehungszeit und Konstruktion ergänzt, die vom Dachboden aus vorgenommen wurde. Weitere Erkenntnisse lieferten Gespräche mit den Eigentümern über jüngere Renovierungsmaßnahmen und die Einsicht der Bauakten.

Alle diese Einzeluntersuchungen ließen erkennen, daß die in Besigheim erhaltene Bausubstanz aus einer Zeit stammt, in der ein Farbwechsel im Stadtbild stattfand. Vor dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, d. h. bis etwa 1475, bildete das mit erdrotten Farben getönte Fachwerk die „Norm“. Danach kam grau getöntes Fachwerk auf. Die in Besigheim bislang untersuchten Häuser haben rote und/oder graue Fassungen (Aiperturmstraße 5, 10 und Rathaus rotes, Kirchstraße 22, 24 und 27, Türkengasse 12 graues Fachwerk).

Die farbige Fassung derjenigen Bauten, die bereits

restauratorisch untersucht worden waren, wurde auf das Modell übertragen. Im Analogieschluß wurde die Farbe des Fachwerks der übrigen Objekte bestimmt. Diese Annahmen beruhen auf der Datierung der Häuser, aus der sich die in der jeweiligen Zeit vorhandene Farbigkeit mit großer Wahrscheinlichkeit festlegen läßt.

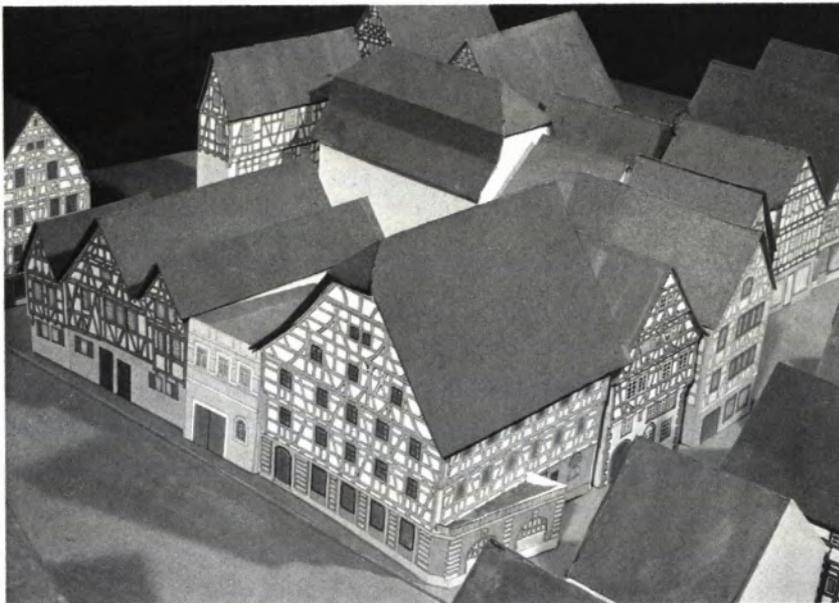
Zu betonen ist, daß dieses Plankonzept aufgrund des gewählten Verfahrens notwendigerweise Prozeßcharakter hat und mit der fortschreitenden Gebäudemodernisierung und -instandsetzung weitergeführt werden muß. Der Plan gibt lediglich eine Richtung vor, die, obgleich sich die bisherigen Annahmen inzwischen durch weitere Untersuchungen bestätigt haben, für jedes historisch bedeutsame Haus durch eine restauratorische Befunderstellung unmittelbar vor Sanierungsbeginn zu ergänzen und unter Umständen auch zu berichtigen ist. Dies ist auch deshalb von besonderer Bedeutung, weil außer dem augenfälligen Wechsel der Grundfarben auf dem Fachwerk das graphische Beiwerk durch Banelierungen, Kassettierungen, Beistriche, Ornamente, Malereien und deren Handschrift sehr verschieden sein kann. Alle diese Befunde sind auf jeden Fall zu berücksichtigen, denn die Grundfarbe lebt nur durch ihr Beiwerk: eine hellgraue Fachwerktonung ist z. B. nicht denkbar ohne ihre schwarzen oder farbigen Begrenzungsstriche. Die Harmonie und Abstimmung der Farbtöne von der Fassade bis zu den Applikationen wie Fenster, Fensterbekleidungen, Türen, Gesimse usw. muß unbedingt beachtet werden. Die endgültigen Entscheidungen müssen deshalb „ad hoc“ während der Baumaßnahmen getroffen werden.

Maßnahmen in der Praxis

Die Untersuchungsmethoden beginnen mit stichprobenartigen Freilegungen der vorhandenen verschiedenen Schichten an erfahrungsgemäß ergiebigen Fassadenteilen, die der Witterung weniger ausgesetzt waren. Während und nach dem Entfernen der Überputzungen durch die Handwerker erfolgen weitere Einsichtnahmen durch den Restaurator. Die Renovierungsmaßnahmen und Verwitterungen lassen oft nur geringste Reste ehemaliger Fassungen



2 BESIGHEIM. Ausschnitt aus einem Modell zur Farbleitplanung. In dieser Weise hätte sich die Stadt nach dem Vorschlag der um 1970 üblichen Farbleitplanung präsentiert.



3 BESIGHEIM. Ausschnitt aus dem bestehenden Modell, das auf Untersuchungen und Kenntnissen des Fachwerkbaus in Besigheim beruht.

erkennen. Die unterschiedlichen Haftungsmöglichkeiten auf Putz, Holz und Stein ergeben weitere verschiedene Erhaltungszustände, so daß es für einen unerfahrenen Untersuchenden unmöglich ist, zu einem sicheren Ergebnis zu kommen. Stark verwitterte Fassungsreste und Ablagerungen lassen Verwechslungen zu, so daß auch mikro-labormäßige Untersuchungen meist die Regel sind. Der Nachweis eines für die Neufassung oder die Restaurierung verwertbaren Befundes muß hieb- und stichfest sein. Laien sind mit diesen Arbeiten absolut überfordert. Nur sichere Nachweise sind die Mosaiksteine für die Erfassung der farbigen Gestaltungen in unseren Städten und Dörfern vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Die Befunde werden schriftlich festgehalten und fotografisch dokumentiert. Der zu rekonstruierende Dekorationsbestand sollte auch mit seinem Farbwert bestimmt werden, was außerordentlich schwierig ist. Es gibt keine Farbtabelle, die genormte Farbwerte in ausreichender Anzahl aufweisen und den entsprechenden „Ewigkeitswert“ besitzen (RAL-Farbtabelle reicht nicht aus). Meist muß der Restaurator ein Farbmuster mit Darstellung der Dekorationen und Beistriche ohne Rücksicht auf die Farbkarte selbst anfer-

tigen, die der Maler oder Gipsler benutzt. Weiter muß festgestellt werden, welcher Putz mit welcher Struktur vorhanden war: gekellt, abgeschlemmt, glatt, mit oder ohne Struktur oder Körnung, Kalksecco- oder Frescoaufstrich u. a. Unter Umständen ist eine jüngere Zwischenschicht mit Malerei oder Dekoration festzustellen und zu erhalten oder zu rekonstruieren. Nicht zuletzt müssen das Fachwerk und die Ausfachung beurteilt werden: alemannisches oder fränkisches Fachwerk, wo Hartholz, wo Weichholz, sichtbare Holznägel, Vermauerung in den Gefachen oder deren Geflechtwerk mit Lehm- oder Kalkputzanstrich.

Ist alles dies berücksichtigt, wird ein Untersuchungsbericht abgefaßt für den Bauherrn, die Stadtverwaltung und das Denkmalamt. Nachfolgend sind Auszüge aus Untersuchungsberichten aufgeführt:

Haus Beer, Kirchstraße 24 (Auszug): Die farbigen Fassungen an Fachwerk und Sockel (siehe Titelbild).

In der Zeit der Erbauung des Hauses bis zur Überputzung des Fachwerks trug die Fassade drei farbige Fassungen. Die erste farbige Fassung konnte nur in ganz geringen Resten

4 DIE KIRCHSTRASSE in Besigheim, Blick nach Süden. Das zweite Haus von rechts ist Haus Klingler (Nr. 22), das dritte Haus von rechts ist Haus Beer (Nr. 24).



5 DIE KIRCHSTRASSE, Blick nach Norden. Das zweite Haus von links ist Haus Saußele, Aiperturmstraße 5.



erkannt werden und stammte wohl aus der Erbauungszeit um 1500. Sie war augenscheinlich mit der zweiten Fassung identisch. Die Fachwerkfarbe scheint rot-braun gewesen zu sein, wie z. B. am Besigheimer Rathaus gefunden wurde. Die gefundenen Teile waren zu gering, um genauere Aussagen machen zu können. Die dritte farbige Fassung war den Bewitterungsumständen entsprechend sehr deutlich feststellbar. Das Fachwerk zeigte unter den geschützten Giebelschrägen deutlich graue Farbe, die um einige Töne dunkler angelegt ist, wie z. B. das Haus Schrempf in der Türkengasse. Das gefundene Grau spielt schon etwas in einen hellen Grafitton hinein und dürfte wohl nach 1500 entstanden sein. Die Gefache im Fachwerk zeigen nicht mehr das ursprüngliche Flechtwerk mit Putz, so daß im Bereich des Fachwerks die Grenze zum weiß gekalkten Putz nicht ermittelt werden konnte. Aber am Sockel war weitgehend der ursprüngliche Putz vorhanden und hier wurde deutlich die ehemalige Banelierung erkannt. Die grauen Abfassungen des Fachwerks sind am Sockel, auf den Eingangsbogen, auf den Konsolen und auf den Sandstein-Eckquadern, dort als aufgemalte Quaderung, deutlich zu finden. Die Putzfläche war weiß gekalkt und durch

organische Zugaben schwach vergilbt und vergraut. Die Abgrenzung zwischen Graufassungen und der weißen Wandfassung war durch eine Banelierung geschmückt, die die gleiche Ausführung wie am Rathaus aufweist, hier aber zweifarbig angelegt wurde. Die Lichtkanten sind mit leuchtendem Mennige, die Schattenkanten schwarz ausgeführt. Nach den Ergebnissen der bisherigen Untersuchungen kann hieraus geschlossen werden, daß am Fachwerk die gleichen Banelierungen angebracht waren.

Am Kellerbogen sind im Bereich des Sandsteinbogens Reste einer Rollwerkmalerei vorhanden. Mit einer Rekonstruktion in bescheidenem Maß ist das Rollwerk hier wieder angebracht worden, wie es sicher auch über dem Haustürbogen ehemals vorhanden war.

Haus Saußele, Aiperturmstraße 5 (Auszug):

Das Fachwerk des Hauses Aiperturmstraße 5 zeigt in wesentlichen Teilen alemannische Konstruktionsmerkmale der Zeit um 1500 bis 1550.

Mehrere Streben in „Männle-und-Weible“-Anordnung haben sich erhalten. Erst im 18. Jahrhundert haben laut Be-

fund Eingriffe in das Fachwerk stattgefunden, wodurch verwitterte Hölzer konstruktiv ausgewechselt wurden. Anschließend wurde die Fachwerkfassade zugeputzt. Eine weitere Putzschicht dürfte in der Zeit um 1900 aufgetragen worden sein.

Die Eingriffe des 18. Jahrhunderts in das Fachwerk sind rein konstruktiver Art. Lediglich das Dach wurde in seiner Neigung leicht verändert. Eine barocke Aussage oder Applikation barocker Stilelemente zeigt das Haus nicht. Das Fachwerk zeigt ausgesprochenen Dekorationscharakter durch seine Anordnung.

Die Untersuchung nach einer historischen farbigen Fassung war positiv. Die Befunde zeigten, daß das Fachwerk rotbraun gefaßt war. Deutliche Farbreste wurden nicht nur auf dem Putz zweier erhaltener Flechtwerkausfachungen gefunden, auch das Holz zeigte wesentliche Farbspuren. Das Putzgefach war nach Befund weiß gekalkt und zeigte alterungsbedingte Vergilbungen und Vergrauungen. Die dekorative Ausstattung war durch einen optischen Ausgleich mit der Balkenfarbe je nach Balkenstärke vorhanden, d. h. die Balkenfarbe verlief je nach Stärke des Balkens 2–5 cm in den Putz. Die Begrenzung zum weißgekalkten Gefach war durch einen ca. 12 mm breiten schwarzen Strich gegeben. Zum Gefach hin schloß sich daran ein ca. 35 mm breites Band an, welches zum Balken hin hellgrauer, zum Gefach hin dunkelgrauer gefärbt war. Mit ca. 12 mm Abstand war zum Gefach ein ca. 10 mm breiter schwarzer Strich als Abschluß gezogen.

Haus Klingler, Kirchstraße 22 (Auszug):

Nachdem die Fassade des Hauses Kirchstraße 22 eingestrichelt war, wurde Anfang Mai 1980 während des Abnehmens des Putzes die Fachwerkfassade eingesehen. Als Befund ergab sich ein grauer Ton als Fachwerkfarbe. Die dazugehörigen Putze des etwa um 1600 entstandenen Fachwerks waren abgängig. Ein Befund für eine Bandelierung konnte daher nicht nachgewiesen werden. Es sei aber auf das Nachbarhaus Nr. 24 (Familie Beer) verwiesen, welches, in etwa

6 KIRCHSTRASSE 22 (Bildmitte), Haus Klingler.



gleicher Zeit erbaut, eine etwa gleich graue Fassung mit Bandelierungen aufweist. Konstruktions- und Dekorationscharakter stehen diesem aber nicht nach, so daß der Verfasser plädiert, dem Haus Nr. 22 ebenfalls eine Bandelierung zu geben.

Die Beratung

Es ist unerlässlich, daß während der Sanierungsphase eines zu erhaltenden Hauses eine dauernde Beratung erfolgen sollte. Im Einvernehmen mit dem Landesdenkmalamt sollten laufend Hinweise für die Architekten und Handwerker gegeben werden. In allen Fällen ist am fertigen Objekt ablesbar, ob die am Bau Beteiligten ein gut funktionierendes Team bildeten. Meist spielt sich nach einigen gelungenen Beispielen eine gute Zusammenarbeit mit den Handwerkern ein, was für die Zukunft hoffen läßt.

Als Problem stellt sich, daß vielen Maßnahmen immer noch relativ kurzfristige Erfahrungen einzelner zugrunde liegen oder daß man sich auf die technischen Hinweise der Hersteller des zu verwendenden Materials verlassen muß. Oft ist aber auch das Erscheinungsbild eines Materials ausschlaggebend für die Verwendung, was manchmal zum Nachteil der Konservierung sein kann. Falsch ist es aber auf jeden Fall, ein vermeintlich bewährtes (Anstrich-)Material für alles und jedes zu empfehlen. Nicht nur nach dem dekorativen Eindruck kann entschieden werden, auch die physikalischen Folgen auf das Material, die Konstruktion, den Wasserhaushalt einer Wand oder die Bewitterung usw. müssen beachtet werden. Ob Kalk, Wasserglasprodukte, Acrylate, Silikone, Kieselsäureester oder sonstige Grundstoffe in ihrer Lösung, chemischer Bindung oder in Dispersion (Gemenge, nicht zu verwechseln mit den „Anstrich-Dispersionen“ vergangener Jahre) verwendet werden sollen, sollte sich nur an den festgestellten Materialien orientieren dürfen. Die Instandsetzung geschichtlich bedeutsamer Bauten erfordert den Restaurator und den Handwerker, der die alten Techniken beherrscht.

Literatur:

Friedrich Breining: Alt-Besigheim in guten und bösen Tagen, 1903/1925.

Manfred Koller: Architektur und Farbe. Probleme ihrer Geschichte, Untersuchung und Restaurierung. In: Maltechnik-Restaur, 81. Jg., Oktober 1975.

Förderkreis Alte Kirchen e. V. Marburg (Herausgeber): Fachwerkkirchen in Hessen. In der Reihe „Die blauen Bücher“.

Albert Knoepfli: Altstadt und Denkmalpflege, 1975.

G. Ulrich Großmann: Ergebnisbericht einer Marburger Studiengruppe über Untersuchungen von Bürgerhausfassaden in der Marburger Altstadt, Untersuchungsbericht 1976–1978.

Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte: Farbigkeit der Architektur, Lieferung 1975/76.

Rayscher: Sammlung der württembergischen Regierungsgesetze, Band 13, Tübingen 1841, S. 237 ff.

Horst Wengerter: Ochsenblut eine Farbe? In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 7. Jg., Jan.–März 1978.

Ders.: Putz und Farbe am Fachwerk. In: Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege, Bd. 7 (in Vorbereitung).

*Horst Wengerter
Restaurator
Heckenweg 1
7122 Besigheim*

Dietrich Lutz: Erste Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen in der ehemals ellwangischen Propstei Wiesenbach, Rhein-Neckar-Kreis

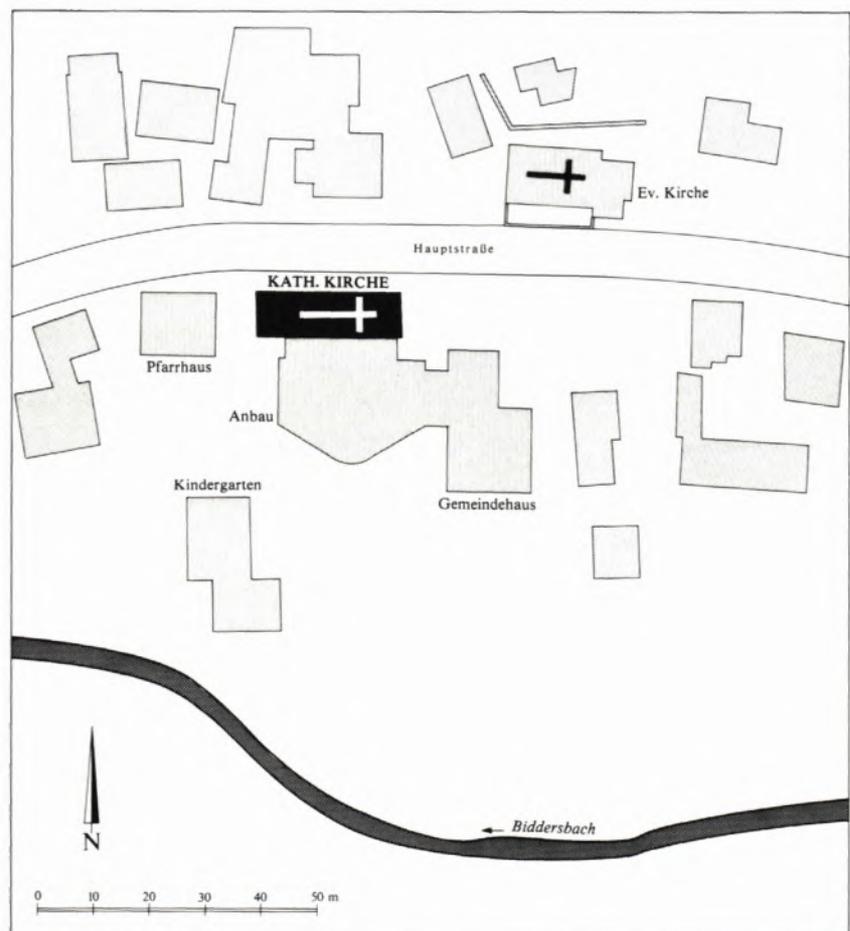
Einleitung

Der im Übergangsbereich vom fruchtbaren, mit Löß bedeckten Kraichgau zum Odenwald hin gelegene Ort Wiesenbach war für den an Geschichte Interessierten seit langem ein Platz von großer Bedeutung. Diese reicht von den Zeiten der Urgeschichte über Römerzeit und Mittelalter bis weit in die Neuzeit hinein. So nimmt es denn auch nicht wunder, daß auf Wiesenbacher Gemarkung immer wieder Funde zutage treten, die diese Bedeutung unterstreichen. Erinnert sei an Reste mehrerer römischer Siedlungen, die seit Ende des zweiten Weltkrieges entdeckt wurden. Ebenso an die Teile der Burg der Grafen von Lauffen im Gewann „Alt Schloß“, die in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts freigelegt wurden.

Im Ort selbst wurde 1964 ein Inschriftfragment gefunden, das mit einiger Sicherheit in das 9. Jahrhundert datiert werden kann und damit die Bedeutung Wiesenbachs im

frühen Hochmittelalter unterstreicht. Daneben ist bekannt, daß die Grafen von Lauffen hier einen ihrer Sitze hatten, den sie wohl zu Beginn des 13. Jahrhunderts in die neu erbaute Burg auf dem nahe gelegenen Dilsberg verlegten. Bereits vor ihrem Abzug aus Wiesenbach scheinen sie ihren Grundbesitz im Ort wenigstens teilweise dem Kloster Ellwangen übertragen zu haben, das hier in der Folgezeit eine Propstei errichtete, die gleichzeitig als Verwaltungssitz für den ellwangischen Streubesitz im Kraichgau diente und die ältere Propstei in Schriesheim ablöste.

Diese wenigen Stichworte mögen das Umfeld charakterisieren, in dem sich Historiker und Archäologen zu bewegen haben, wenn von Wiesenbach die Rede ist. Deshalb mußten neben allgemeinen denkmalpflegerischen Überlegungen auch archäologische Fragestellungen in der Planung berücksichtigt werden, als der langegehegte Wunsch der katholischen Kirchengemeinde, ihr kleines Kirchlein auf dem



1 WIESENBACH, Umgebungsplan der katholischen Kirche, Zustand 1981.

ehemaligen Propsteigelände durch einen Erweiterungsbau zu vergrößern, seiner Erfüllung näherrückte.

Dies führte dazu, daß jeweils vor Beginn der einzelnen Bauabschnitte von 1977 bis 1981 Grabungen durchgeführt wurden, die wesentliche neue Erkenntnisse brachten.

Es ist seit langem bekannt, daß die in ihrem heutigen Umfang 1786 errichtete katholische Kirche auf dem Gelände der ehemaligen ellwangischen Propstei steht. Daraus ergibt sich zunächst die Frage, ob und gegebenenfalls welcher Zusammenhang zwischen bestehendem Bau und der durch Quellenzeugnisse belegten Propsteikirche besteht. Das war insofern wichtig, als diese 1660 abgebrochen und die damals noch brauchbaren Teile nach Meckesheim gebracht wurden. Weiterhin war ihre bauliche Gestalt und die der mit ihr zusammenhängenden Klausurgebäude von großem Interesse, wobei auch die Frage, ob etwa die Ellwanger Kirchenbauten für die Anlage zum Vorbild genommen wurden oder ob die Erbauer anderen Beispielen folgten, eine wichtige Rolle spielte. In gleicher Weise galt es, die Zusammenhänge mit der Ortsgeschichte zu prüfen, wo vor allem die Frage nach etwaigen Vorgängerbauten und nach Spuren des Sitzes der Grafen von Lauffen oben an stand.

Es muß gleich zu Beginn festgestellt werden, daß es trotz der langen Untersuchungsdauer nicht gelungen ist, alle Fragen zu beantworten. Die Schwierigkeiten der Grabung lagen in erster Linie in den schlechten Untergrundverhältnissen. Der knapp südlich der Grabungsstelle vorbeifließende Biddersbach (Abb. 1) hat durch die Ablagerung feiner Sedimente (vor allem leicht zu transportierender Löß) die Talaue seit 1100 um ca. 2 m aufgefüllt. Dies hatte zur Folge,

daß die ursprünglich sicher auf trockenem Grund errichtete Propstei mehr und mehr vom ansteigenden Grundwasser bedroht wurde. Während der Grabung zeigte sich, daß alle mittelalterlichen Befunde inzwischen vom Grundwasser überdeckt wurden, weshalb in diesen Bereichen nur unter Einsatz von Pumpen gearbeitet werden konnte. Aus diesem Grund wurde an keiner Stelle der gewachsene Untergrund erreicht, da bei einer Fortsetzung der Grabung die Gefährdung des bestehenden Baues zu groß geworden wäre.

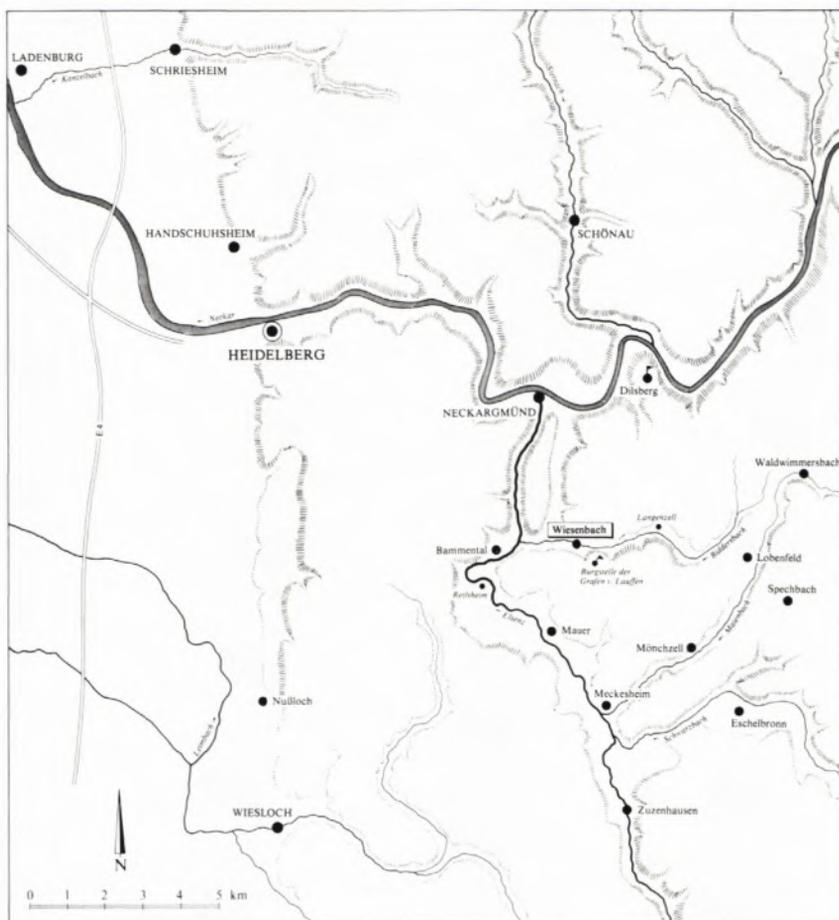
Die Grabung begann im März 1977 im Außengelände südlich der Kirche (Abb. 2), wo als erstes der inzwischen fertiggestellte Anbau und die neuen Gemeinderäume erbaut werden sollten. Trotz der oben geschilderten Schwierigkeiten gelang es in der knappen zur Verfügung stehenden Zeit, Teile der ehemaligen Propsteigebäude zu untersuchen und wenigstens einige Aufschlüsse über ihre Struktur zu gewinnen. Hier schmerzt es im nachhinein jedoch besonders, daß es nicht möglich war, auch die vermutlich vorhandenen Teile der ersten Bauphase zu ermitteln.

Als man nach Abschluß der Rohbauarbeiten für den Neubau daranging, auch den bestehenden Bau einer grundlegenden Instandsetzung zu unterziehen, war es für uns selbstverständlich, daß auch hier gegraben werden mußte. Deshalb fanden ab März 1979 bis Ende März 1981 innen und außen mehrere Kampagnen statt. Wenn die Arbeiten trotz schwierigster Bedingungen zu einem guten Ergebnis führten, ist dies in erster Linie den Grabungshelfern und den beiden örtlichen Grabungsleitern, Frau H. Rudolph und Herrn H. Peters, zu danken, deren hervorragender Einsatz dies ermöglicht hat.

2 WIESENBACH. Südansicht der katholischen Kirche vor Grabungsbeginn 1977.



3 BESITZKARTE des Klosters Ellwangen im Rhein-Neckar-Raum. Verzeichnet sind die von Wiesenbach aus verwalteten Güter.



1. Quellen

Bevor wir uns dem Grabungsbefund zuwenden, ist es nützlich, einen Blick auf die Quellen zu werfen, um die Situation vor Grabungsbeginn etwas zu beleuchten. Hier befinden wir uns einerseits in der glücklichen Lage, daß die Geschichte der Propstei Wiesenbach im 1975 erschienenen Band 5 der *Germania Benedictina* gründlich bearbeitet wurde, andererseits ist allerdings die Quellenlage so schlecht, daß hieraus für unsere Fragen kein entscheidender Gewinn zu ziehen ist. Im folgenden soll versucht werden, die Geschichte der Propstei anhand der von F. Quarthal in der *Germania Benedictina* ermittelten Daten nachzuzeichnen.

Ausgangspunkt der Wiesenbacher Propstei sind die Güter der Grafen von Lauffen im Ort und deren Burg südöstlich davon, die zumindest teilweise bereits vor 1136 an das Kloster Ellwangen geschenkt wurden, das hier in der Folgezeit eine Propstei einrichtete. Um 1200 verlegte Ellwangen seine Propstei Schriesheim bei Heidelberg nach Wiesenbach, das nunmehr als Verwaltungssitz seiner Güter im Neckarmündungsgebiet und im Kraichgau diente (Abb. 3). Ein Propst ist in Wiesenbach erstmals 1229 zu belegen. Quellenbelege für den Rest des 13. und große Teile des 14. Jahrhunderts fehlen weitgehend. Erst in der Spätzeit nehmen die Belege wieder zu, als die Propstei zusammen mit dem Mutterkloster in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet und durch Veräußerung dieses von Ellwangen weit entfernt gelegenen Besitzes eine Verbesserung seiner Situation versuchte.

Der Übergang an Schönau zeichnet sich bereits 1450 ab, als Ellwangen dort ein Darlehen aufnahm und Wiesenbach als Pfand einsetzte. 1480 wurde Wiesenbach dann an das

Augustinerkloster in Heidelberg verkauft, das den neuerworbenen Besitz bereits 1482 an Schönau weiterveräußerte.

In der Folgezeit teilte Wiesenbach die Geschicke Schönaus, mit dessen Aufhebung es um 1560 der Geistlichen Administration in Heidelberg unterstellt und mit Lobenfeld zu einer Schaffnerei vereinigt wurde. 1801 kamen diese Güter an die Katholische Kirchenschaffnerei, die sie bis heute verwaltet.

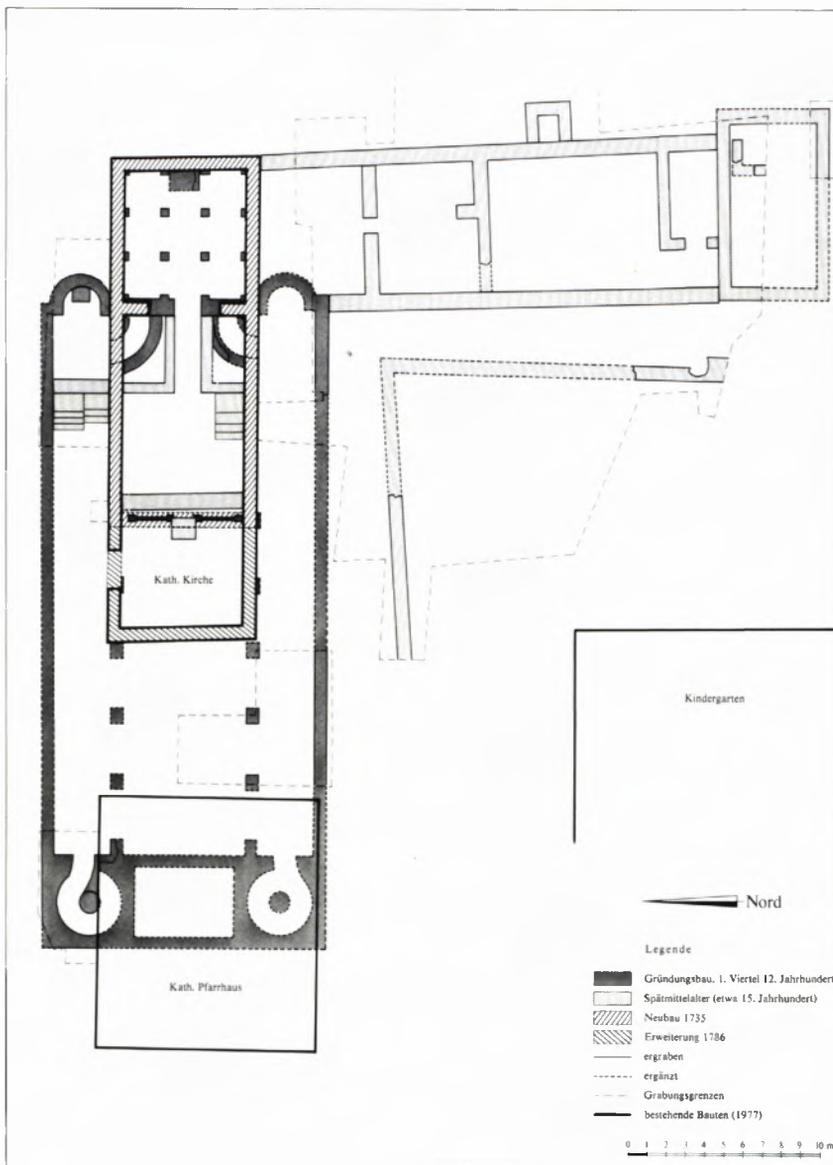
Für die Baugeschichte, vor allem der Frühzeit, geben die Quellen ebenfalls nur sehr wenige Aufschlüsse. Sie sollen hier kurz aufgeführt werden:

1434 wird der Propst „von Sparung wegen“ nach Ellwangen beordert und Wiesenbach nur noch von einem Leutpriester verwaltet, da es von „Brunst, Waßer, Wetters und anderen Schaden wegen in Umbau und Schuldt kommen“.

1441 erstellt der offenbar neu eingesetzte Propst Georg von Sontheim ein Inventar des Wiesenbacher Besitzes, in dem unter anderem folgende Baulichkeiten erwähnt werden:

1. das „Münster“
2. „eines Probstes Cammer, die nit mehr in dem Bauern Hauß ist“
3. in demselben Haus gibt es noch eine Stube, ein kleines „Stüblein“, eine Mägde- und eine weitere Kammer, eine Kornkammer
4. der „Kellerin Hauß“ mit „Weiber Zimmer“
5. ein Keller
6. eine Lederkammer
7. das „Thor Hauß“
8. eine Scheuer
9. die Küche
10. Stallungen („In Stellen“)

4 GESAMTPLAN der Grabungsbefunde mit Grundrißergänzungen.



1660 erlaubt die Geistliche Administration den Abbruch der bauffälligen Kirche, wobei noch brauchbares Material nach Meckesheim zum Neubau des dortigen Pfarrhauses gebracht wurde.

1735 erlaubt die Geistliche Administration den Neubau einer katholischen Kirche an der Stelle, wo die Kirche der Propstei gestanden habe, von der sich noch Reste in Form eines Trümmerhaufens erhalten haben.

1786 wird diese Kirche, wie eine Jahreszahl an der Westseite zeigt, erweitert und erhält ihre bis 1977 gültige Gestalt.

Faßt man diese Aufzählung zusammen und versucht Schlüsse für den Baubestand um 1441 zu ziehen, ergibt sich zunächst als Dominante ein Kirchenbau, der offenbar ob seiner Größe und Qualität mit „Münster“ bezeichnet wird, was ihn über eine durchschnittliche Pfarrkirche auf dem Lande deutlich heraushebt und als Mönchskirche ausweist. Über seine Gestalt im Detail läßt sich aus einer derart summarischen Bezeichnung nichts ableiten.

Für die Gebäude der ehemaligen Klausur lassen sich ebenfalls keine genauen Aussagen machen, doch bietet das Inventar hier schon detailliertere Angaben. Da ist zunächst die Wohnung des Propstes mit mehreren Kammern, die offenbar um 1441 wieder von einem Bauernhaus getrennt

ist, in dem sie sich wohl zeitweilig befand. Daneben gibt es ein Haus der Kellerin mit verschiedenen Räumen, ein Torhaus, eine Scheuer und verschiedene Stallungen, wobei unberücksichtigt bleiben muß, ob Teile wie z. B. die Küche in einem gesonderten Bau untergebracht oder in einen der vorgenannten integriert waren.

Es bleibt festzuhalten, daß die Wiesenbacher Propstei um 1441 aus einer Gruppe von Gebäuden bestand, die, wie der Terminus „Thor Hauß“ belegt, einen geschlossenen, klausurartigen Komplex bildete. Neben der Kirche werden keine Gebäude oder Gebäudeteile erwähnt, die eindeutig auf ein gemeinsames Leben mehrerer Brüder in Wiesenbach hinweisen. Dagegen gibt es mehrere Gebäude, die wirtschaftlichen Zwecken dienen und damit die wirtschaftliche Bedeutung der Propstei für Ellwangen unterstreichen. Diese letzten Nachrichten belegen Untergang und Wiederbelebung der Wiesenbacher Propsteikirche, während des 17. und 18. Jahrhunderts, wobei augenfällig wird, daß der Untergang keineswegs so vollständig war, wie man bisher glaubte.

Bei den bisherigen Überlegungen blieb die heutige evangelische Pfarrkirche unberücksichtigt, obwohl auch sie mindestens bis ins Spätmittelalter zurückreicht, wie das Untergeschoß des Chorturmes erkennen läßt. Wir können davon

ausgehen, daß bereits vor Stiftung der Propstei in Wiesenbach zumindest eine Kapelle als Filiale der Mutterkirche von Neckargemünd bzw. Reilsheim bestand. Zu einer aus den Quellen nicht ersichtlichen Zeit erhielt sie Pfarrechte, die sie während des gesamten Mittelalters behielt, obwohl die Pfarrei spätestens ab 1370 dem Kloster Ellwangen inkorporiert war. Wir haben in Wiesenbach den nicht seltenen Fall vor uns, daß in einem heute nicht eben herausragenden Ort während des Mittelalters zwei bedeutende kirchliche Einrichtungen nebeneinander bestanden, deren Verhältnis zueinander als noch nicht geklärt angesehen werden muß.

2. Befund (Abb. 4)

Bei der Betrachtung des Befundes sollte man sich die eingeschränkten Grabungs- und Beobachtungsmöglichkeiten vor Augen halten, die zur Vorsicht bei der Interpretation der Ergebnisse mahnen. Obwohl besonders im Westen der Kirche und im Bereich der Klausur nur geringe Teile untersucht werden konnten, erscheint es möglich, zumin-

dest von der Kirche ein einigermaßen zutreffendes Bild zu zeichnen.

Kirche

Zunächst will ich nochmals daran erinnern, daß an keiner Stelle der gewachsene Untergrund erreicht wurde. Ebenso wenig gelang es, Befunde zu ermitteln, die älter waren als die Kirche, und damit Aussagen über eine zu vermutende ältere Besiedlung des Platzes, auf dem die Propstei gegründet wurde, zu treffen.

Bei der Kirche handelt es sich um eine dreischiffige Basilika zu acht Jochen mit rechteckig geschlossenem Chor im Osten und einer Westfront mit zwei Türmen (Abb. 4). Sie hat eine Gesamtlänge von ziemlich genau 41 m, bei einer Breite von ca. 15,20 m. Der etwa quadratische Chorraum hat eine lichte Weite von 6,50 m auf 6,75 m, das Langhaus mißt im Licht etwa 27,95 m, während die Gesamtstärke der vermutlich quadratisch zu ergänzenden Türme an der Westseite 4,85 m beträgt.

5 CHORSCHRANKE, südliches Drittel, Westseite, während der Freilegung.

6 KRYPTA, Gesamtansicht mit dem jüngeren Fußboden aus wiederverwendeten Sandsteinplatten, von Westen.

7 SÄULE im südöstlichen Bereich der Krypta.



5
6

Der Bau war mit geringen Ausnahmen aus hammerrecht zugeschlagenen Handquadern aus Buntsandstein in der üblichen Zweischalentechnik errichtet und, wie zahlreiche Putzreste in situ belegen, insgesamt verputzt, möglicherweise auch farbig gefaßt, wenngleich sich hierfür keine Belege ermitteln ließen. Das aufgehende Mauerwerk war durchschnittlich 0,60 bis 0,70 m stark, die Fundamente sprangen unregelmäßig beidseitig bis 0,30 m vor. Die Mittelschiffpfeiler standen auf einem durchgehenden Streifenfundament. Sie waren aus sorgfältig gehauenen Buntsandsteinquadern mit feinem Randschlag errichtet und ursprünglich wohl ebenfalls farbig gefaßt. Ihre Grundfläche betrug durchschnittlich 0,60 auf 0,80 m. Von den zu den Arkaden gehörigen Bogen haben sich zahlreiche Steine erhalten, die in derselben Technik bearbeitet waren. Ebenso fanden sich – zum größten Teil im stehenden Bau – mehrere Kämpferplatten bzw. Bruchstücke davon. Die Basen der Pfeiler bestanden aus leicht vorspringenden, rechtwinkligen Platten. Der Fußboden in Haupt- und Seitenschiffen bestand aus einem Mörtelstrich, der über einer Steinpackung ausgegossen wurde.

Zur weiteren Ausstattung des Mittelschiffes gehörte eine Chorschranke aus genuteten Sandsteinpfeilern, in die sorgfältig zugerichtete Platten aus demselben Material eingeschoben waren (Abb. 5). Sie schloß das Mittelschiff in Höhe des dritten Pfeilerpaares gegen Westen und die Seitenschiffe ab, so daß ein den Mönchen vorbehaltener Raum entstand, der bis zum Ansatz der Chorstufen etwa 5,80 m auf 6,50 m maß. Zum Gesamtbild des Innenraumes gehör-

ten weiterhin die Chorstufen, die etwa in Höhe der ersten Pfeilerreihe ansetzten und den beträchtlichen Höhenunterschied zwischen Hauptschiff und Hochchor überwandten, wobei die Zugangsstollen für die Krypta ausgespart wurden.

Westlich vor der Chorschranke lag das Fundament eines Altares, von dem jedoch nicht gesagt werden kann, ob es zeitgleich mit der Errichtung der Schranke angelegt wurde. Ein weiterer Altar stand in der Apside des nördlichen Seitenschiffes, was den Schluß zuläßt, auch im Süden einen Altar anzunehmen. Mit Ausnahme des Altars in der Krypta befanden sich demnach in dem den Laien zugänglichen Kirchenteil mindestens drei Altäre, von denen der vor der Chorschranke als Hauptaltar angesehen werden kann. Über die weitere Ausstattung des Langhauses erlauben die Befunde keine hinlänglich genaue Aussage (Abb. 12).

Zu den bemerkenswertesten Teilen des Befundes gehörte die Freilegung einer weitgehend erhaltenen Vierstützenkrypta unter dem bestehenden Chor (Abb. 4 und 6). Sie war mit Ausnahme des ursprünglichen Bodens und der Gewölbe unversehrt, sogar Teile des Wandputzes waren noch vorhanden. Der 6,50 auf 6,75 m im Licht messende Raum war gegenüber dem ältesten Fußboden im Hauptschiff nur 0,70 m eingetieft. Darüber entwickelte sich ein dreijochig-dreischiffiger Raum, gebildet aus den vier Säulen in der Mitte und entsprechenden Halbsäulen an den Wänden (Abb. 7 und 8). Ansätze der Gewölbe waren vor allem noch an den Wänden und besonders in den Ecken zu erkennen. Sie erlauben es, die ursprüngliche Form mit einiger Sicherheit zeichnerisch zu ergänzen. Demnach handelt es sich ver-

8 HALBSÄULE in der Nordwand der Krypta.



9 SÜDLICHES BOGENFELD der Ostwand in der Krypta mit Resten des Wandputzes im unteren Bereich.



mutlich um Kreuzgratgewölbe mit Sichelbogen als Gurten zwischen den einzelnen Jochen. Die runden Säulen stehen auf einer kissenartigen Basis mit dünn ausgezogenen, geraden und beinahe steif wirkenden Eckzehen. Darüber folgt etwas abgesetzt ein ringförmiger, in der Mitte eingekerbter Wulst, auf dem die Säule steht. Den oberen Abschluß bilden wiederum über rundem Wulst einfache Schildkapitelle mit angearbeiteter, unverzierter Kämpferplatte. Lediglich bei den beiden Halbsäulen in der Ostwand war die Kämpferplatte mit zwei waagrechten, durch eine feine Riefe voneinander getrennten Kehlen verziert. In den Ecken standen Viertelspfeiler, deren Basen zweifach abgesetzt waren und etwas einfacher wirken, während die Kapitelle analog angelegt waren. Säulen und Wandvorlagen standen auf Streifenfundamenten, ähnlich denjenigen des Langhauses, die jedoch nicht nur in West-Ost-Richtung, sondern auch in Nord-Süd-Richtung verlegt waren und dadurch die Form eines Gitters erhielten, auf dessen Knoten die Stützen zu stehen kamen.

Zur weiteren Ausstattung der Krypta gehörte ein Altar, dessen rechteckiges Steinfundament vor der Mitte der Ostwand angetroffen wurde. Ein in der Mitte der Westwand zu vermutendes Sepulchrum (Heiligengrab) konnte nicht mehr festgestellt werden, da an dieser Stelle später ein Zugang eingebrochen wurde, doch weisen die asymmetrische Lage dieses Eingangs und Spuren von nachträglicher Abarbeitung an den Steinen des südlichen Gewändes darauf hin, daß hier ursprünglich eine Öffnung bestand.

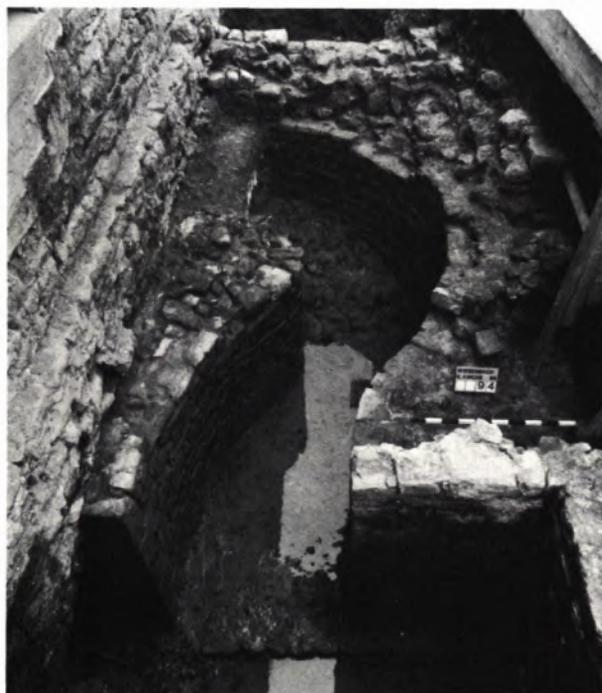
Licht erhielt die Krypta vermutlich durch je zwei kleine Fenster im ersten und dritten Joch der Nord- und Südwand (im Süden nur ein Fenster teilweise erhalten) und durch ein weiteres in der Mitte der Ostwand über dem Altar. Während es sich bei den Fenstern in den Seitenwänden um schmale, rechteckige Schlitzfenster handelte, die, aus einem Stein gehauen, beinahe außen in die Wand eingebaut waren, war das nur teilweise erhaltene Fenster über dem Altar etwas aufwendiger gestaltet und hatte einen Rundbogen als oberen Abschluß.

Vom ursprünglichen Fußboden hat sich in situ nichts erhalten. Bei der Grabung wurde jedoch ein Boden aus rechteckigen Standsteinplatten gefunden, der sicher jünger ist und ca. 0,90 m über dem älteren Niveau lag (Abb. 6). Man kann davon ausgehen, daß die hier verwendeten Platten dem ersten Boden entnommen wurden.

In dem später durch die Erhöhung des Fußbodens mit Erde bedeckten Bereich hatte sich auch der Verputz an den Wänden weitgehend erhalten. Er zog jeweils bis an die Wandvorlagen, die unverputzt blieben. Reste der zu vermutenden Ausmalung konnten nicht mehr festgestellt werden; sie wurden wahrscheinlich durch das Grundwasser aufgelöst (Abb. 9). Der Zugang zur Krypta erfolgte über zwei viertelkreisförmige, gewölbte Stollen von den Seitenschiffen aus (Abb. 4 und 10). Hierzu war es nötig, die Arkade des ersten Joches zu schließen, so daß die beiden östlichen Pfeiler des Langhauses in diese Mauerzunge eingebunden waren. Die mit einem flachen Bogen überwölbten Stollen (Abb. 10) mündeten unmittelbar bei den Außenwänden etwa bündig mit den Viertelspfeilern der Ecken in die Krypta. Von den Stufen zwischen Seitenschiff und Krypta haben sich nur geringe Reste erhalten. Die Stollen waren im Hauptschiff sichtbar, da die Treppe zum Hochchor, von der sich wesentliche Teile in einer jüngeren Phase verbaut fanden, deutlich auf die Rundung der Stollen Rücksicht nahm. Leider waren die über das Gewölbe herausragenden Teile abgebrochen, so daß über den oberen Abschluß nur Mutmaßungen angestellt werden können.



10 KRYPTA, Ausmündung des nördlichen Zugangsstollens.



11 FUNDAMENTE des nordwestlichen Turmes mit Resten des gewendelten Zuganges zu einer – anzunehmenden – Empore zwischen den Türmen, von Osten.

Den Westabschluß des Baues bildete eine Doppelturmfassade, deren nördlicher Turm, soweit er nicht unter dem bestehenden Pfarrhaus liegt, ergraben wurde (Abb. 4 und 11). Er schließt ohne Vorsprung oder Auskragung an das

nördliche Seitenschiff an, muß dafür aber zur Mitte hin mehr als Seitenschiffsbreite beansprucht haben.

Wenn man diesen Befund symmetrisch ergänzt, erhält man in der Mitte einen kleinen, vorhallenartigen Raum von ca. 3,60 m auf 5,20 m lichter Weite, für den jedoch der archäologische Beleg bislang fehlt. Hier wird man auch den Haupteingang der Kirche suchen müssen.

Vom Seitenschiff her führte eine gewendelte Treppe, von der sich die Substruktion der untersten Stufen erhalten hatte, in ein über der Vorhalle anzunehmendes Obergeschoß, über dessen Funktion wenig gesagt werden kann. Neben der Möglichkeit, hier einen Kirchenstuhl für die Familie der Stifter einzurichten, wird man auch mit einer Sängerpore rechnen können.

Baugeschichtliche Einordnung

Es kann nicht Aufgabe dieser knappen Befundvorstellung sein, das baugeschichtliche Umfeld der Basilika von Wiesenbach ausführlich zu besprechen, da dies nicht ohne das ausführliche Beziehen von Vergleichsstücken möglich wäre. Dennoch soll wenigstens andeutungsweise der Versuch einer Datierung unternommen werden.

Bevor wir uns dieser Frage nähern, ist es wichtig, darauf hinzuweisen, daß es in Wiesenbach keine Anzeichen dafür gibt, daß die Kirche in mehreren Bauabschnitten errichtet wurde. Allenfalls die Chorschranken könnten geringfügig später eingefügt worden sein. Aus diesem Grunde ist es wohl erlaubt, den aussagekräftigsten und besterhaltenen Bauteil, die Krypta, in erster Linie zu Vergleich und Datierung heranzuziehen.

Das nur 25 km westlich von Wiesenbach gelegene Speyer, wo im Laufe des 11. Jahrhunderts ein neuer, imposanter Dom entstanden war, dürfte das Baugeschehen in Wiesenbach in nicht geringem Maße beeinflußt haben. Die dortige Kryptenanlage entsteht ab der Mitte des 11. Jahrhunderts und findet mit einem Umbau nach 1080 ihren Abschluß.

Eine weitere Vergleichsmöglichkeit bietet die Westkrypta des Straßburger Münsters, wo vor allem die Kapitelle Ähnlichkeit mit Wiesenbach zeigen, wenn auch in wesentlich besserer Qualität. Dieser Bau wird von Rudolph Kautzsch in die Zeit um oder kurz nach 1100 datiert.

Anhand dieser beiden Bauten, denen Wiesenbach in einfacherer Form folgt, kann für die Entstehung der Basilika mit Vorbehalt das erste Viertel des 12. Jahrhunderts, unter Umständen auch noch die Zeit knapp nach 1125 angenommen werden. Bei intensiver Suche werden sicher weitere Parallelen zu finden sein, die die Bauzeit genauer fixieren helfen.

Der naheliegende Vergleich mit der Stiftskirche in Ellwangen wird durch die Forschungen von Konrad Hecht (zwischen 1959 und 1961) erleichtert, der festgestellt hat, daß die dortige – nicht unähnliche – Krypta wohl erst um oder nach 1200 entstanden ist und damit als Vorbild für Wiesenbach nicht in Frage kommt.

Die Basilika bis zur Auflösung der Propstei

Wie lange die Basilika in dieser Gestalt bestehen blieb, kann beim derzeitigen Stand der Auswertung nur annäherungsweise erschlossen werden, doch scheint sie zumindest bis um 1400 ihre ursprüngliche Gestalt behalten zu haben, wenn man von kleineren Veränderungen absieht.

Ein tiefgreifender Eingriff in den Bau und hier in erster Linie in die Krypta wurde notwendig, als der eingangs beschriebene Grundwasseranstieg ihre Benutzung in der leicht

eingetieften Form unmöglich machte. Die Veränderung erfolgte in der Weise, daß man zunächst den Fußboden in der Krypta um ca. 0,90 m erhöhte, wobei man vermutlich die bereits in der ersten Phase benutzten Sandsteinplatten hob und neu verlegte (Abb. 6). Durch die Anhebung des Fußbodens waren die Stollen als Zugänge nicht mehr zu benutzen, weshalb hierfür eine neue Lösung gefunden werden mußte. Durch die Beseitigung der Treppe zum Hochchor konnte von der Mitte des Hauptschiffes ein Gang zur Krypta angelegt werden, der etwa im Bereich des zu vermutenden Sepulchrums einmündete. Um die Reste der Stollen mit dem neuen Zugang zu einem einheitlichen Baukörper zu verbinden, wurde zwischen den beiden ersten Langhauspfeilern – zum Teil aus den Steinen der abgebrochenen Chortreppe – eine Wand errichtet, in deren Mitte eine Tür den Zugang zur Krypta freiließ (Abb. 4 und 13).

Ob im Zuge dieser Veränderungen auch der Fußboden im Langhaus erhöht wurde, konnte nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden, obwohl einige Anzeichen darauf hinweisen. Hierdurch ergab sich eine beträchtliche Verlängerung des Chorraumes nach Westen. Es hat den Anschein, als seien in diesem Zusammenhang auch die Ostteile der Seitenschiffe etwa auf derselben Höhe abgemauert und erhöht worden. Ob etwa durch die Öffnung der ersten Arkade eine Verbindung des Podiums im Hauptschiff mit denen der Seitenschiffe hergestellt wurde, ließ sich nicht mehr ermitteln. Der Zugang zu dem podiumartigen Vorchor erfolgte über eine Treppe an der Südseite des Mittelschiffes. Eine weitere befand sich an der Südseite des nördlichen Seitenschiffes.

Diese Erweiterung des Chorraumes bot dem möglicherweise bereits abnehmenden Konvent genügend Raum, so daß auf den durch die Chorschranken eingefriedeten Platz verzichtet werden konnte. Zumindest wurden die nach Osten führenden Teile im Zuge dieses Umbaus abgetragen, da einer der Schlußpfeiler in der neuen Wand zwischen den östlichen Pfeilern eingebaut wurde. Die Westwand der Schranke dagegen blieb stehen, ohne daß ihre nunmehrige Funktion zu erkennen war. Ganz außer Funktion kann sie jedoch nicht geraten sein, da an ihrer Westseite auf den Fundamenten des älteren Altars leicht erhöht ein neuer errichtet wurde.

12 OSTABSCHLUSS des nördlichen Seitenschiffes mit davorliegendem Altar und Spannfundament, von Osten.





13 ZUGANGSSTOLLEN und jüngerer Zugang zur Krypta, von Westen.

Als letzte Maßnahme im Zuge dieses Umbaus, der ja im wesentlichen die Krypta betraf, sei noch die Höherlegung ihrer Fenster erwähnt, die an der Nordseite beobachtet werden konnte.

Die zeitliche Einordnung dieses Umbaus kann vorläufig nur näherungsweise bestimmt werden. Das Fundmaterial, das aus den Auffüllschichten für die Erhöhung des Fußbodens in der Krypta geborgen wurde, weist in das 15. Jahrhundert. Hier kann eine genaue Durchsicht des Materials jedoch noch zu zeitlichen Verschiebungen führen.

Wie lange die besprochenen Umbauten den Bestand und die Benutzbarkeit der Kirche sicherten, kann noch nicht gesagt werden. Der stetig steigende Grundwasserspiegel machte neuerliche Veränderungen notwendig, die wohl noch vor 1560 erfolgten. Als erstes wurde die Krypta gänzlich unbenutzbar, wie ein zu ihrer Entwässerung angelegter Kanal im Eingang zeigt, dessen eingeschwemmtes Abfließniveau höher lag als der jüngere Boden. Es scheint auch im Langhaus zur Einschwemmung von Material gekommen zu sein, das man nicht mehr ausräumte. Ob dieser Bereich während der letzten Phase des Bestehens überhaupt noch benutzt wurde, erscheint zumindest fraglich, wengleich der Einbau von Entlastungsbogen auf Pfählen zwischen den Pfeilern der südlichen Langhauswand darauf hinweist, daß man bemüht war, den Bau wenigstens in Teilen zu erhalten. Dies könnte unter Umständen bedeuten, daß man das vermutlich am meisten gefährdete südliche Seitenschiff abmauerte und im Restteil den Fußboden beträchtlich erhöhte. Hiervon haben sich jedoch – bedingt durch die folgenden Baumaßnahmen des 18. Jahrhunderts – keine Spuren erhalten. Inwieweit ein Nord-Süd-gerichtetes Fundament wenig östlich der Chorschranken ebenfalls in diesen Zusammenhang gehört, kann noch nicht gesagt werden.

Die Auflösung der Propstei während der Reformation scheint die Kirche nicht lange überdauert zu haben, wengleich der „offizielle“ Abbruch erst 1660 erfolgte. In dem Jahrhundert davor wurde vermutlich wenig oder nichts zur Bauunterhaltung getan, wozu die Wirren des Dreißigjährigen Krieges sicher mit beitrugen. Andererseits war der Abbruch nach 1660 nicht so vollständig, wie man bisher annahm, denn als 1735 die neue katholische Kirche erbaut werden sollte, waren von den „rudera“ der alten noch so viele vorhanden, daß man sie ohne Mühe wieder verwenden konnte. Wie sich gezeigt hat, standen die Umfassungsmau-

ern des Chores noch etwa mannshoch, und auch von den Pfeilern und Arkadenbogen des Mittelschiffes müssen noch erhebliche Teile vorhanden gewesen sein, die im Neubau wieder verwendet werden konnten.

Klausurgebäude

Bei den Befunden in der ehemaligen Klausur war die Situation in doppelter Weise schlechter als bei der Kirche. Zum einen konnte nur ein relativ kleiner Ausschnitt untersucht werden, der im wesentlichen den Ostflügel beinhaltet. Zum anderen erlaubten Grundwasser und der geplante Neubau nur eine begrenzte Tiefenausdehnung der Grabung, wodurch möglicherweise erhebliche, ältere Bauteile nicht untersucht werden konnten. Weiterhin mußte ein Sicherheitsabstand von ca. 3 m zur Kirche hin eingehalten werden, was die Verknüpfung der Befunde zusätzlich erschwerte.

Wichtigstes Ergebnis in diesem Bereich war ein knapp 25 m langer und 8,3 bis 8,7 m breiter Bau, der sich vom Chor aus nach Süden erstreckte (Abb. 4). Er war lediglich in den Fundamenten erhalten, die in der üblichen Zweischalentechnik angelegt waren und eine durchschnittliche Stärke von 0,8 bis 0,9 m hatten. Der Bau war mehrfach unterteilt, wobei einzelne Abmauerungen gleichzeitig, andere später erfolgten, was auf Änderungen während des Bestehens hinweist. Am Südende stieß er gegen einen vermutlich älteren Bau von etwa 5,8 auf 9,9 m Ausdehnung, der gut einen Meter über die Flucht des erstgenannten nach Osten vorsprang. Seine maximal 0,7 m breiten Fundamente waren in gleicher Weise angelegt. Ebenso waren noch Reste von Einbauten zu erkennen, deren Umfang und Charakter jedoch nicht vollständig ermittelt werden konnte. Der nördliche Bau war in vier Räume geteilt, von denen der zweite noch Reste einer Feuerstelle oder eines Ofens aufwies und vielleicht als Küche angesprochen werden kann. Der nach Süden folgende Raum hat einen an die Ostwand angesetzten Erker, der möglicherweise als Aborterker zu deuten ist. Weitere Einbauten, die Hinweise auf die Funktion der einzelnen Räume geben könnten, wurden nicht festgestellt. Man wird in den beiden aneinanderstoßenden Bauten mit einiger Sicherheit Teile der Klausur sehen dürfen, die vorwiegend Wohn- und Wirtschaftszwecken dienten.

Westlich dieses Komplexes und südlich der Kirche wurden zwei Fundamentreste angetroffen, die – obwohl sehr fragmentarisch – mit einiger Vorsicht als Überreste eines Kreuzganges angesehen werden können. Zwar verlaufen sie weder parallel zur Kirche noch zu dem Klausurbau, doch begleiten sie beide so eindeutig, daß diese Deutung am plausibelsten erscheint.

Die Ergänzung dieses Befundes wird man sich als rechteckig oder quadratisch um einen Kreuzgang geschlossene Anlage vorstellen dürfen, an dessen Außenseiten wie im Osten weitere Räume angebaut waren, die die Anlage komplettierten. Ob die gesamte Anlage mit einer Einfriedung oder Mauer umschlossen war, wie die Erwähnung eines „Torhauses“ in dem Inventar von 1441 vermuten lassen könnte, kann nicht entschieden werden. Im Licht der umfassenden Befunde bei der Kirche spricht vieles dafür, daß wir von den ehemaligen Klausurgebäuden nur die jüngste Phase erfassen konnten; sei es, weil die älteren restlos beseitigt wurden, sei es, weil sie durch starke Überlagerung mit eingeschwemmtem Material nicht festzustellen waren.

3. Funde

Insgesamt konnte bei der Grabung in Wiesenbach ungewöhnlich viel Fundmaterial geborgen werden, das allerdings

vorwiegend aus den jüngeren Auffüllschichten stammt, während aus der Bauerrichtungszeit und der frühen Nutzungsphase so gut wie nichts gefunden wurde. Dies erklärt sich zum einen aus den begrenzten Grabungsmöglichkeiten und zum andern aus der Tatsache, daß zumindest in der Krypta der Fußboden herausgenommen und auf höherem Niveau neu verlegt wurde, wodurch in diesem Bereich unter Umständen vorhandene ältere Reste mit jüngeren vermengt wurden.

Das Fundmaterial konnte noch keiner systematischen Sichtung unterzogen werden, weshalb weiterreichende Schlüsse nicht möglich sind. Soweit ein erster Blick eine Beurteilung erlaubt, überwiegen Gegenstände aus dem Spätmittelalter und der frühen Neuzeit deutlich, lediglich bei den Baufragmenten gibt es eine ganze Reihe von guten Stücken, die etwa zeitgleich mit der Erbauung der Basilika sein dürften. Über ihre ursprüngliche Stellung am Bau besteht Unklarheit, wobei jedoch für einzelne Stücke durchaus die Herkunft aus Klausurgebäuden in Betracht zu ziehen ist.

4. Ergebnisse

Die Grabungen in der katholischen Kirche in Wiesenbach haben gezeigt, daß hier bereits um 1125 eine Propstei bestand, deren Umfang und Qualität ihrer Bauten die Vorstellungen weit übertreffen, die aufgrund der spärlichen Schriftquellen von ihr gewonnen werden konnten. Kloster Ellwangen baute hier eine in ihren Dimensionen bis heute nicht wieder erreichte Basilika, die deutlich auf elsässische, speyerische und vielleicht auch Vorbilder in Ellwangen selbst Bezug nimmt, wobei wohl von Anfang an sowohl der Bedarf als auch die Möglichkeiten etwas überschätzt wurden.

Nach einer ersten Blüte im 12. Jahrhundert geben weder schriftliche noch archäologische Quellen Auskunft über die weitere Entwicklung. Erst im 15. Jahrhundert erlauben die Quellen den Niedergang der Propstei nachzuzeichnen. Parallel sind dazu am Kirchenbau Veränderungen zu beobachten, die – vom steigenden Grundwasser hervorgerufen – ebenfalls auf eine Minderung der Substanz hinauslaufen. Bei den Klausurgebäuden dürfte es sich ähnlich verhalten haben, wenngleich hier die Gründungsstufe wahrscheinlich nicht erfaßt wurde.

Für die Ortsgeschichte stellen die Grabungsergebnisse eine wesentliche Bereicherung dar, geben sie doch Auskunft über eine Epoche, die für Wiesenbach entscheidend wichtig war. Darüber hinaus haben wir hier ein klares Beispiel der Bedeutung archäologischer Quellen für jene Epochen vor uns, die durch Schriftzeugnisse nicht oder unzureichend beleuchtet werden. Daß dabei sogar bedeutende Anlagen wie die Propstei Wiesenbach in Vergessenheit geraten können, sollte uns vorsichtig werden lassen bei der Beurteilung historischer Substanz in alten Orts- und Stadtkernen, wo sicher heute mehr als je zuvor wichtige Befunde mit der Planierraupe beseitigt werden.

Neben den Antworten, die die Grabung zu geben vermochte, bleibt eine Reihe offener Fragen, auf die erst weitere Forschungen Auskunft geben können. Hier sei zunächst das Verhältnis zwischen Propstei und Pfarrkirche angesprochen, das zu klären weiteren Grabungen vorbehalten bleiben muß. Gleiches gilt für das Verhältnis von Propstei und Dorf Wiesenbach, wo zum besseren Verständnis der Gesamtsituation künftige Bodeneingriffe im Ortskern erst nach sorgfältiger archäologischer Untersuchung erfolgen sollten, damit ein Vergleich der Entwicklung von Siedlung und Propstei ermöglicht wird. Hierbei muß auch besonderes

Augenmerk auf die Frage nach Resten eines Sitzes der Grafen von Lauffen im Ort selbst gerichtet werden. Daraus ergibt sich sehr rasch die Frage nach der Burg der Grafen von Lauffen auf dem Kühberg, die bereits vor dem Zweiten Weltkrieg angeschnitten wurde, ohne daß es bisher gelungen ist, ein Gesamtbild dieser Anlage zu gewinnen. Hier wäre es vor allem wichtig zu prüfen, ob es baugeschichtliche und kulturelle Verbindungen zwischen Burg und Propstei gibt, die für die Beurteilung des Befundes in der Kirche von Belang sein können.

Als letztes seien noch einige Bemerkungen zur Erhaltung des Befundes in der Krypta gestattet, da dieses Thema sowohl in der Gemeinde als auch in Presse und Rundfunk ausführlich diskutiert und von verschiedenen Seiten der Wunsch nach seiner Erhaltung vorgetragen wurde.

Die Freilegung der Krypta ließ auch bei uns den Wunsch aufkommen, diesen seltenen und überdurchschnittlich gut erhaltenen Befund sichtbar zu erhalten und möglicherweise so zu ergänzen, daß der ursprüngliche Raumeindruck wieder vermittelt würde. Doch bereits nach wenigen Wochen wich die Euphorie der Ernüchterung. Dies hatte mehrere Gründe, die knapp dargelegt werden sollen.

Die Befunderhaltung konnte nur unter folgenden Voraussetzungen erwogen werden:

1. Der Denkmalbestand muß weitgehend unverändert zu erhalten sein.
2. Der Grundwasserspiegel darf nicht verändert werden, da sich in der Nähe Trinkwasserbrunnen befinden.
3. Die Kosten müssen vertretbar sein.
4. Die laufenden Baukosten und die Folgekosten müssen sich in engen Grenzen halten lassen.

Dem standen die Gegebenheiten an der Baustelle gegenüber:

1. Für die Abdichtung des Befundes ohne Herausnahme wichtiger Teile gibt es keine Möglichkeit.
2. Beim Bau einer Wanne müssen wesentliche Teile der Krypta und ihrer Zugänge ausgebaut und später wieder neu eingebaut werden; das heißt, die Originalität des Befundes wird zerstört.
3. Selbst bei diesem Verfahren ist keine Firma bereit, eine zuverlässige Abdichtung auf Dauer zu garantieren.
4. Die Kosten einer Wanne lagen Mitte 1979 bereits nahe 600 000 DM.
5. Die Folgekosten lassen sich kaum abschätzen.

Unter diesen Voraussetzungen konnten sich die Kirchenleitung, vertreten durch das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg, und das Landesdenkmalamt nicht zu einer Offenhaltung des Befundes entschließen. Um dennoch einen Eindruck von den Ergebnissen der Grabung zu vermitteln, wurde vereinbart, im Westteil der Kirche eine Dokumentation und einige Fundstücke zu zeigen, während die Krypta mit Kies verfüllt wird, damit sie später jederzeit wieder geöffnet werden kann. Dies stellt nach unserer Ansicht einen Kompromiß dar, der sowohl den Interessen der Kirchengemeinde als auch der Denkmalpflege Rechnung trägt.

*Dr. Dietrich Lutz
LDA · Archäologie des Mittelalters
Karlsstraße 47
7500 Karlsruhe*

Personalia



Gerhard Krämer †

Dr. Gerhard Krämer erlag am 25. März 1981 im Alter von fünfzig Jahren im Haus seiner Geburt in Heidelberg einem Herzversagen. Seit 1973 war er als Baudenkmalpfleger im Landesdenkmalamt in Karlsruhe tätig. Wir Denkmalpfleger und alle, die ihn kannten, sind von seinem plötzlichen Tod tief betroffen.

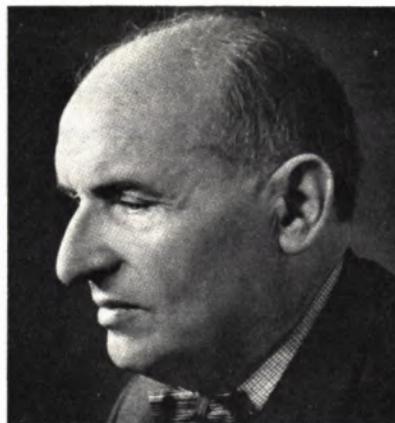
Gerhard Krämer hatte sich durch zwei Studiengänge für den Beruf eines Denkmalpflegers gerüstet: durch das Studium der Architektur an der Technischen Hochschule Karlsruhe und durch das Studium der Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg. – Der frühe Tod des Vaters zwang zur Unterbrechung des ersten Studiums nach dem Vordiplom und, von 1960 bis 1966, zur Mitarbeit bei namhaften Architekturbüros in Heidelberg und Karlsruhe. Während dieser Zeit reifte der Entschluß, eine mehr der Geschichte und der Kunst zugewandte Berufstätigkeit anzustreben. Es lag nahe, das Studium der Architektur mit dem Studium der Kunstgeschichte, der klassischen Archäologie und der Altorientalistik abzurunden.

1973 hat Gerhard Krämer in Heidelberg mit einer Doktorarbeit über „Die römisch-barocke Stilkomponente im Werk Peter Anton von Verschaffels, dargestellt anhand der Entwürfe für die Nürnberger Deutschordenskirche“ promoviert. Diese Arbeit über den auch in Mannheim und Schwetzingen tätigen flämischen Bildhauer und Baumeister brachte ihn mit Denkmalpflegern unseres Landes in nähere Berührung, so auch mit dem vormaligen

Präsidenten des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg, Dr. Georg Sigmund Graf Adelman. Das Dissertationsthema führte auch zu einem dreivierteljährigen, durch ein Stipendium der Max-Planck-Gesellschaft und durch eine Anstellung an der Bibliotheca Hertziana ermöglichten Studienaufenthalt nach Rom. Diese Zeit, von der er immer gerne sprach, brachte die ihn prägende Begegnung mit abendländischer Kunst und Kultur vergangener Zeiten in einer Verdichtung, wie sie wohl nur Rom bieten kann.

Unmittelbar im Anschluß an das bestandene Dokorexamen wurde Gerhard Krämer Denkmalpfleger in Karlsruhe und übernahm die Bau- und Kunstdenkmalpflege im Stadtkreis Baden-Baden sowie in den Landkreisen Karlsruhe und Rastatt. Mit dieser Aufgabe identifizierte sich Gerhard Krämer in starkem Maß und mit dem ganzen gebildeten Wissen, aus dem heraus er seine Arbeit tat. – Wenn trotz engagiertem Einsatz die Erhaltung eines Denkmalschutzobjektes im Konflikt mit anderen Interessen nicht durchzusetzen war, nahm er sich den Verlust mit analysierender Kritik der Verhältnisse stets sehr zu Herzen, vielleicht – wie wir jetzt bemerken – allzusehr. Er, der nach außen immer ruhig erschien, war oft tief bewegt und erregt durch die Überzeugungsarbeit, die er, wie jeder Denkmalpfleger, im Widerstreit der Interessen zu leisten hatte. Er tat dies mit Begeisterung für die Sachen seines Betreuungsfeldes. – Aus dieser von großem Engagement getragenen, verantwortungsbehafteten Arbeit ist Gerhard Krämer jäh herausgerissen worden. Die ihm eigene Sensibilität für die Objekte seines Arbeitsbereiches war ihm in den Fällen des Konflikts um die Erhaltung eine Belastung. Es war die Empfindlichkeit des Herzens, die ihn aus der Arbeit riß, die ihn aber für uns unvergeßlich macht.

Peter Anstett



Hermann Schilli †

Am 28. August 1981 ist Professor Hermann Schilli nach kurzer Krankheit im Alter von 85 Jahren in Freiburg gestorben. Damit hat sich das Leben eines Mannes vollendet, dessen Leistungen im Dienste an der Erhaltung der kulturellen Werte unserer Heimat als ebenso einmalig wie überragend bezeichnet werden dürfen.

Ganz im Sinne des Kantschen „Kategorischen Imperativs“ handelnd, hat Hermann Schilli seine schon früh gesteckten Ziele in Forschung, Lehre, Publizistik und Museumswesen konsequent verfolgt und mit geradezu eiserner Energie bis in seine letzten Lebensstage hinein durchgeführt. Aus seiner eigenen Initiative heraus hat sich der Umfang seines Schaffens mit zunehmendem Alter immer mehr ausgeweitet. Sein Lebenswerk ist, um im Bilde zu sprechen, vergleichbar jenen einzeln stehenden Eichen, Linden oder Kastanienbäumen, welche, je älter sie werden, ihre Kronen immer mächtiger ausbreiten. Sie sind zugleich als Symbol zu werten für das Arbeitsgebiet, dem sich Hermann Schilli von Jugend auf verschrieben hat: der Kunst des Holzbaues in Theorie und Praxis, aber auch in Geschichte und Gegenwart.

Der am 1. Januar 1896 in Offenburg geborene Hermann Schilli verlebte dort seine Jugend. Nach dem Studium an Staatstechnikum in Karlsruhe lehrte er zunächst an der Gewerbeschule in Offenburg. Im Jahre 1938 wurde er zum Leiter der „Meisterschule für das Zimmerhandwerk“ in Freiburg ernannt. Ausgestattet mit hervorragender pädagogischer Begabung und in Verbindung mit einem universell zu nennenden Fachwissen hat er diese Schule zu internationalem Ruf emporgeführt. Unzählige Zimmerleute aus dem In- und Ausland hat er im Sinne bester handwerklicher Tradition zu tüchtigen Meistern ausgebildet. In Anerkennung dieser Leistungen wurde ihm im Jahre 1960 der Professorentitel verliehen.

Parallel zu seiner Funktion als Erzieher des Handwerkernachwuchses widmete er jahrzehntelang seine Freizeit der Erforschung der Schwarzwälder Bauernhauskultur. Daraus ist sein bedeutendes, wissenschaftlich fundiertes Werk „Das Schwarzwaldhaus“ hervorgegangen, das schon in vierter Auflage erschienen ist. Es verdient als Standardwerk angesprochen zu werden. In ihm werden die geschichtsbedingten Unterschiede und die konstruktive Vielgestaltigkeit der Schwarzwaldhäuser in dem weiten Gebiet zwischen Kinzigtal und Oberrhein mit wissenschaftlicher Akribie zusammengefaßt. In Wort und Bild, vor allem auch in klaren Bau- und Konstruktionszeichnungen, hat Schilli nachgewiesen, wie eine Hausform nichts Konstantes ist, sondern daß Innovationen aller Art einen Haustyp beständig umgestalten. So hat dieses Buch für die Hausforschung Maßstäbe gesetzt, die auch heute – 25 Jahre nach seinem ersten Erscheinen – noch immer gültig sind.

Hermann Schillis wissenschaftliches Engagement ging aber weit über den Rahmen der Schwarzwaldhausforschung hinaus und umfaßte schließlich, neben der allgemeinen Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes, die gesamte Holzbaueise des mitteleuropäischen Raumes schlechthin. Besondere Aufmerksamkeit widmete er den Fachwerkbauten unserer engeren Heimat, angefangen von der oberdeutschen Abzimmerung über die Kniestockbauweise des ehemaligen Ha-

nau-Lichtenbergischen Gebietes bis hin zu den Glasarbeiterhäusern der „Rindschwendersiedlung“ im Murgtal. Das Ergebnis dieser Studien waren viele profunde Aufsätze in heimatgeschichtlichen Zeitschriften. Zusätzlich belieferte er bis zuletzt die deutschen Fachorgane des Zimmerhandwerks, der Bau- und Möbelschreinerei, die der praktischen Weiterbildung der Handwerker dienen, mit wertvollen Beiträgen.

In Vorträgen vor historischen, volkskundlichen und gewerblichen Organisationen und Instituten, endlich auch in einem Lehrauftrag am Lehrstuhl für Volkskunde der Universität Freiburg hat diese umfassend gebildete Persönlichkeit das Interesse weiter Bevölkerungskreise auf das von ihm gepflegte Spezialgebiet hingelenkt und damit eine breite Basis für das allgemeine Verständnis geschaffen, das diesem wichtigen Zweig unserer heimatlichen Kulturgeschichte entgegengebracht werden sollte. Hermann Schilli hat der Staatlichen Denkmalpflege in Südbaden beratend Seite gestanden. Die Erhaltung besonders wertvoller Schwarzwald- und Fachwerkhäuser der verschiedensten Konstruktions- und Stilformen ist das Ergebnis einer Jahrzehnte dauernden, kollegialen Zusammenarbeit.

Von seiner hauptberuflichen Lehrtätigkeit ging im Augenblick seiner Pensionierung Hermann Schillis Wirken nahtlos über in das des Schöpfers des wohl schönsten Freilichtmuseums, das in der Bundesrepublik Deutschland zu sehen ist: das Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach im Ortenaukreis. Es ist die Krönung seines Lebenswerkes. Darüber hat er in „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ selbst berichtet und die bis dahin fertiggestellten Hauptgebäude im Bilde gezeigt (Heft 4/1974, S. 26 ff). Seine damaligen summarischen

Darlegungen dürfen wir hier etwas ergänzen: Es ist ihm gelungen, die vielfältige Holzbaukunst, die reiche, in alter Tradition verhaftete Kultur sowie die Darstellung des ganzen Lebens und Schaffens der bäuerlichen Bevölkerung des Schwarzwaldes der Nachwelt sichtbar und volkstümlich zu erhalten. Der Strukturwandel im wirtschaftlichen, technischen und sozialen Leben der heutigen Zeit hat auch vor dem Schwarzwald nicht haltgemacht. Er hat das Verschwinden der originalen Schwarzwaldhöfe bis auf die wenigen denkmalgeschützten Reste im Gefolge. Daher kann die Errichtung des Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ nicht hoch genug eingeschätzt werden. So hat Hermann Schilli in über zwanzigjähriger mühevoller Arbeit und mit unendlichem Fleiß in der unmittelbaren Umgebung des aus dem Jahre 1570 stammenden Sitzes des ehemaligen herzoglich-württembergischen Talvogtes, von dem der Hof seinen Namen herleitet, ein Museum geschaffen, welches mit insgesamt zwei Dutzend Bauwerken alle Schwarzwälder Hausformen umfaßt, wie sie einstens das Bild der Schwarzwaldlandschaft vom Kinzigtal bis zum Hochrhein belebt und geprägt haben. Wir können uns hier nicht in Einzelheiten verlieren. Doch sei der Hinweis gestattet, daß Hermann Schilli es verstanden hat, mit den sogenannten technischen Begleitbauten (Mühlen, Sägen, Hammerschmiede, Hanfreibe usw.) in anschaulicher Weise zu demonstrieren, wie die Schwarzwälder, die schon immer Sinnierer und Tüftler waren – man denke nur an die Kuckucksuhr, welche die ganze Welt erobert hat –, schon vor Jahrhunderten in ihren an Flüssen und Bächen reichen Tälern die Wasserkraft sinnvoll ausgenutzt haben.

Wie eingangs dargetan, hat Hermann Schilli auch bei dieser Museumsarbeit sei-

nen Weg zielbewußt beschritten und sich nicht durch die anfänglich größten und unüberwindlich erscheinenden Schwierigkeiten, die sich seinem Vorhaben entgegenstellten, beirren lassen. Doch sei hier dankbar vermerkt, daß das ganze Unternehmen nur möglich war durch die großzügige Gewährung der notwendigen finanziellen Mittel seitens der Landesregierung Baden-Württemberg sowie durch die Hilfe des ehemaligen Landkreises Wolfach und, seit der Gebietsreform, durch die tatkräftige finanzielle und verwaltungstechnische Mitwirkung des jetzigen Trägers des Museums, des Landkreises Ortenau.

Als Lohn für seine gigantische Arbeitsleistung hat Hermann Schilli manche bedeutende Ehrung erfahren dürfen. So wurde ihm u. a. vom Bundespräsidenten das Bundesverdienstkreuz I. Klasse verliehen. Von der Landesregierung Baden-Württemberg erhielt er den Oberrheinischen Kulturpreis sowie die Goldene Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg. Der Ortenaukreis ehrte ihn mit der ersten Verleihung des im Jahre 1978 gestifteten Heimatpreises. Schließlich überreichte ihm die Stadt Hausach i. K. die Medaille für Verdienste um das Kinzigtal.

Am 26. August 1981 hat der Verfasser den erkrankten Hermann Schilli in der Freiburger Universitätsklinik besucht. Schilli arbeitete gerade – obwohl im Krankbett liegend – an den Korrekturbögen für sein jüngstes Buch „Fachwerkhäuser in Baden“, welches nunmehr posthum zur Frankfurter Buchmesse im Oktober 1981 herausgekommen ist, und mit dem er der Reihe seiner wertvollen Publikationen eine neue hinzugefügt hat. So ist er seiner Berufung, Kunder der heimatlichen Kulturgeschichte zu sein, bis zum Ende seines Daseins treu geblieben.

Martin Hesselbacher

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotografien stellen zur Verfügung:

Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen (Foto: G. Goerlipp, Donaueschingen) 13;

H. Hell, Reutlingen 1 Abb. 2, 4 Abb. 6, 5; Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart (Neg. Nr. 28892) 29; W. Leiner, Stuttgart 16, 17; H. Wengerter, Besigheim Titelbild (rechts unten); LDA-Freiburg 8, 9 Abb. 3 u. 4, 10 Abb. 5, 11, 12, 25; LDA-Karlsruhe 34, 37–41; LDA-Stuttgart Titelbild (oben u. links unten), 30–32; LDA-Tübingen 1 Abb. 1.

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

W. Leiner, Stuttgart 18–23; LDA-Freiburg 9 Abb. 2, 10 Abb. 6, 26;

LDA-Karlsruhe 33, 35, 36 (Zeichng. Th. Schwarz); LDA-Tübingen 2, 3, 4 Abb. 5 (Zeichng. K. Scholkmann). Aus: Die Kunstdenkmäler im Großherzogtum Baden, Kreis Lörrach (1901), S. 121 Abb. 61, 24. Aus: Mittelalterliche Keramikfunde aus Saulgau, Lkr. Sigmaringen. In: Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Band 7, Stuttgart 1981, S. 421 ff. 7. Nach: M. Davenport, The Book of Costume, S. 538, 14 Abb. 12. Nach: E. Thiel, Geschichte des Kostüms 1963, Abb. 337, 14 Abb. 13.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Band 1
Peter Breiting
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch
Tübingen
Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns
München/Berlin 1971

Band 2
Reinhard Lieske
Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg
München/Berlin 1973

Band 3
*Stadtkern Rottweil
Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt*
München/Berlin 1973

Band 4
Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemsen
Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke
München/Berlin 1974

Band 5
*Der Altar des 18. Jahrhunderts
Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe*
München/Berlin 1978

Band 6
Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von
Hans Andreas Klaiber und
Reinhard Wortmann
Deutscher Kunstverlag
München/Berlin 1978

Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

Band 1
Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1971–1973
Stuttgart 1973

Band 2
Herbert und Elke Schwedt
*Malerei auf Narrenkleidern
Die Häs- und Hanselmaler in Südwestdeutschland*
Stuttgart 1975

Band 3
Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977
Stuttgart 1977

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Band 1
Günter P. Fehring
*Unterregenbach
Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche*
Stuttgart 1972
Verlag Müller & Gräff

Band 2
Antonin Hejna
*Das „Schlößle“ zu Hummersried
Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts*
Stuttgart 1974
Verlag Müller & Gräff

Band 3
Barbara Scholkmann
*Sindelfingen/
Obere Vorstadt
Eine Siedlung des hohen und späten Mittelalters*
Stuttgart 1978
LDA · Selbstverlag
Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen

Band 4
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1977
Verlag Müller & Gräff

Band 5
Hans-Wilhelm Heine
Studien zu Wehranlagen zwischen junger Donau und westlichem Bodensee
Stuttgart 1979

Band 6
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1979

Band 7
Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1981

LDA · Selbstverlag
Vertrieb: Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen

Fundberichte aus Baden-Württemberg Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung

Band 1 Stuttgart 1974
Band 2 Stuttgart 1975
Band 3 Stuttgart 1977
Band 4 Stuttgart 1979
Band 5 Stuttgart 1980
Band 6 Stuttgart 1981

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag

Band 1
Rolf Dehn
Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg
Stuttgart 1972

Band 2
Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)
Stuttgart 1972

Band 3
Teil 1: Robert Koch
Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach

Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde
Stuttgart 1972

Band 4
Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)
Stuttgart 1973

Teil 2:
Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle
Stuttgart 1973

Band 5
Hans Klumbach
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)
Stuttgart 1973

Band 6
Dieter Planck
*Arae Flaviae I
Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil*
Stuttgart 1975

Band 7
Hermann Friedrich Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)
Stuttgart 1976

Band 8
Jens Lüning
Hartwig Zürn
Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg
Stuttgart 1977

Band 9
Klemens Scheck
*Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis)
Ausgrabung 1960*
Stuttgart 1977

Band 10
Peter Paulsen
Helga Schach-Döriges
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)
Stuttgart 1978

Band 11
Wolfgang Czysz,
Hans Heinz Hartmann,
Hartmut Kaiser,
Michael Mackensen,
Günter Ulbert
Römische Keramik aus Bad Wimpfen
Stuttgart 1981

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Bodendenkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter und Stadtkreise; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschauerwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt

Amtsleitung
Abteilungsleitung
Verwaltung
Inventarisierung
Öffentlichkeitsarbeit
Technische Dienste

Eugenstraße 7
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 2 12 53 00

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Zentrale Restaurierungsberatung
Eugenstraße 7
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 2 12 52 73
Archäologie des Mittelalters
Mörikestraße 20
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 66 76-23 72

Bodendenkmalpflege
(mit Abteilungsleitung)
Archäologische Zentralbibliothek
Schillerplatz 1
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 21 93/29 80

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66

Bodendenkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 2 98 66 und 2 62 79

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters
Colombistraße 4
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Bodendenkmalpflege
Adelshäuser Straße 33
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 3 27 19

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Bau- und Kunstdenkmalpflege und
Archäologie des Mittelalters
Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (07 071) 6 60 11

Bodendenkmalpflege
Schloß/Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (07 071) 2 29 90